

# **Vergißeinnicht 1911**

7 (1911)

---

# Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift  
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.  
Nr. 7.

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1.50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Uebersetzungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu Gunsten  
der armen Heiden  
in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmichnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlskarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.  
Juli 1911.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtemal allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmichnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmichnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Kollegiatskirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.



Verwaisst.



**Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatskirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.**

## O Roma!

Mitunter steigt in klarer Silhouette  
Ein Bild des Südens strahlend vor mir auf:  
Ich schaue Rom mit der Albanerkette  
Und wandle wieder an des Tibers Lauf.

O Rom, — Du Stadt der Kirchen und der Brunnen,  
Denk ich an Dich, mir wird das Auge feucht,  
Wie hat Dein Zauber mir das Herz umspinnen,  
Durst' ich Dich schau'n im Abendgold-Geleucht!

Wenn alle Glocken rings zum Ave klangen  
Vom kleinsten Kirchlein bis zum Petersdom  
Und brausend ihre Jubelhymnen sangen,  
Vom Monte Pincio zog der Däfte Strom.

Wer je auf Roms geweihtem Grund gestanden  
Und einst aus der Fontana Trevi trank,  
Den läßt die Sehnsucht nicht aus ihren Banden,  
Dem bleibt Erinnerung treu sein Leben lang.

O diese Gärten, diese Prachtpaläste,  
Mit ihren Kostbarkeiten alter Kunst,  
In Deinen Mauern ward mir jeder Tag zum Feste,  
Erblickte mir des Lebens höchste Günst. —

Und immer wieder in berebtem Schweigen  
Ersteht vor mir des Forums Trümmerfeld:  
Zerfall'ne Tempel — Gras wächst in den Steigen —  
Und war doch einst der Mittelpunkt der Welt.

Und Du, von schwermutsvollem Reiz umflogen,  
Campagna, stummbelebte Träumerin,  
Wie zieht Dein Bild, umrauscht von Gräserwogen,  
Mir immer wieder lockend durch den Sinn! —

Josefine Moos.

## Eröffnung unseres neuen Missionshauses „St. Paul“.

Als P. Franz Pfanner, der bekannte Gründer der beiden Klöster Maria stern und Mariannhill, im Jahre 1869 in Bosnien, welches damals noch zur Türkei gehörte, zum Zwecke einer klösterlichen Niederlassung ein Stück Land angekauft hatte, fand er daselbst an Gebäuden nichts vor, als einen ehemaligen Kälberstall. In diesem nun kniete er — Tisch und Stuhl war nicht vorhanden — auf den Boden nieder und schrieb auf der Schwelle seines Kälberstalles an seine Freunde und Bekannten draußen in der Welt einen Brief, über den er das Datum setzte: Trappistenkloster Maria stern, am 21. Juni 1869. P. Franz war eben ein Mann voll unbegrenzten Gottvertrauens und sah in der neuen Niederlassung nicht nur das, was es in illo tempore war, sondern was es unter Gottes Segen mit der Zeit werden sollte. Gegenwärtig ist tatsächlich Maria stern eines der größten Trappistenklöster der Welt.

Nun, so arm, wie seinerzeit in Maria stern ging es bei der Eröffnung unseres neuen Missionshauses „St. Paul“ in Holland am 1. Mai l. J. gerade nicht her, ob schon sich die klösterliche Armut ebenfalls recht fühlbar machte. Denn auch hier sollte unser erster „Speisesaal“ im Pferdestall eingerichtet und unsere Schlafräume auf dem Dachboden untergebracht werden. „St. Paul“ oder „Klein-Gint“, wie es bisher hieß, war eben bisher ein schlichtes, einfaches Bauernhaus und muß nun erst einigermaßen klösterlich eingerichtet werden. Die diesbezüglichen Pläne harren noch der Ausführung, d. h., wir müssen die vorgezeichnete Kapelle erst bauen, den öden, dunkeln Dachraum verschalen und mit Fenstern und Mansarden versehen, müssen hier eine Mauer ausheben, dort Türen und Fenster einsetzen, einen kleinen Neubau anfügen, kurz eine Menge Maurerarbeiten ausführen, bis wir einigermaßen klösterlich in „St. Paul“ leben können.

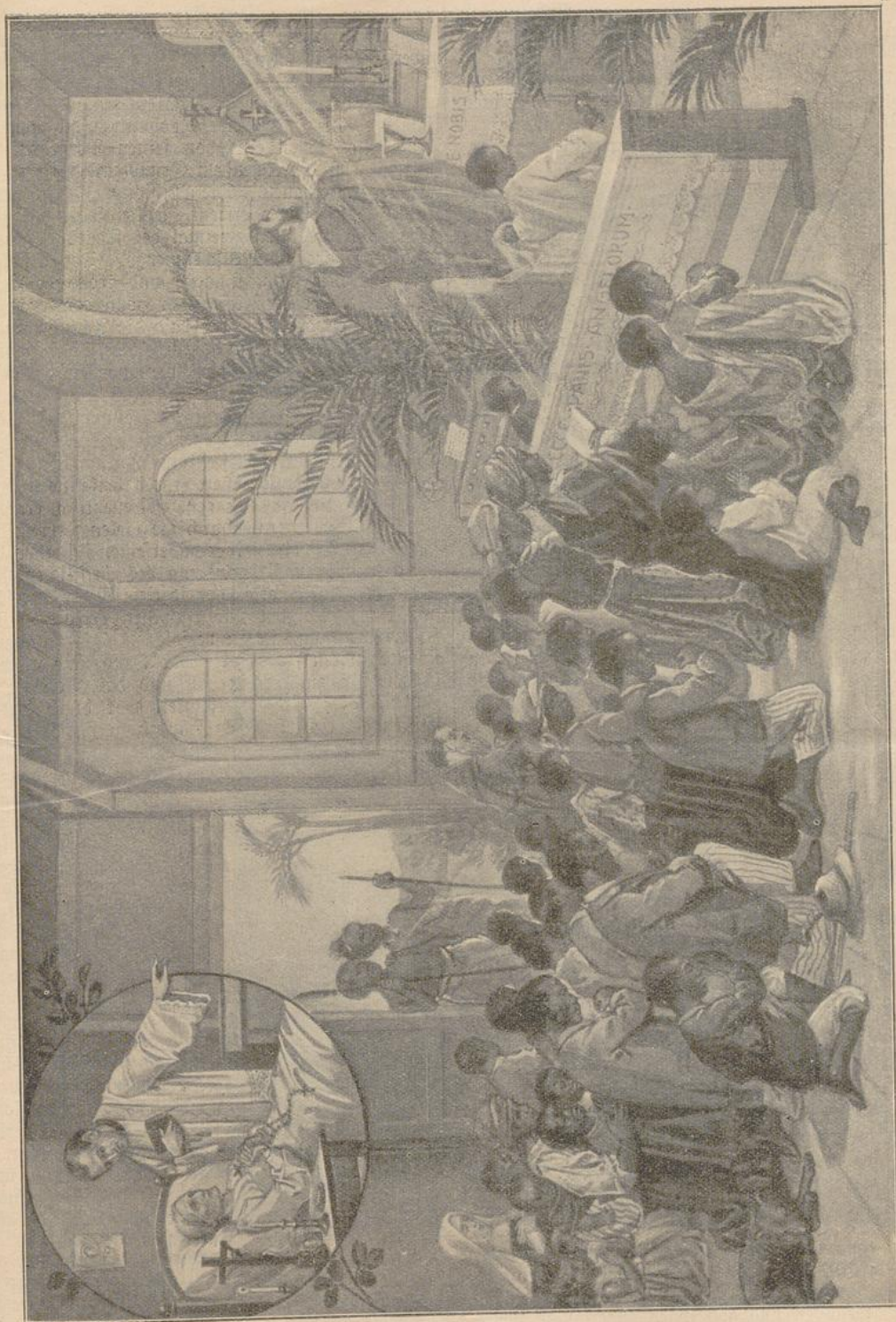
Was „St. Paul“ eigentlich ist und bezweckt, haben wir den geehrten Lesern des „Vergißmeinnicht“ schon

in der Februar-Nummer des „Vergißmeinnicht“ erzählt. Wir wollen nämlich dortselbst ein Missions- und Probeghaus errichten für alle diejenigen, die sich dauernd der Mariannhiller Mission anschließen wollen. Die Möglichkeit, ja moralische Notwendigkeit eines solchen Hauses liegt auf der Hand. Das Kloster lernt dadurch seine Leute rechtzeitig kennen, kann sie auf ihren Beruf prüfen und auswählen und schon in Europa für die späteren Missionsarbeiten einigermaßen schulen und ausbilden. Der Postulant oder Kandidat seinerseits lernt aus eigener Anschauung und Praxis das klösterliche Leben kennen, kann sich hinreichend über die Mariannhiller Mission informieren, kann unter den Augen erfahrener Missionspriester seinen Beruf prüfen und seine Kräfte messen, sodaß er nicht, wie bisher, Gefahr läuft, eventuell die weite Reise nach Südafrika, die für die Hin- und Rückfahrt eine Auslage von 700 Mark in sich schließt, umsonst zu machen.

Die Eröffnung des genannten Missionshauses erfolgte am 1. Mai 1911. Fürwahr, ein schöner, passender Tag! Die Kirche feiert bekanntlich am 1. Mai das Fest der beiden Apostel Philipp und Jakob, dazu gesellt sich der Beginn des schönen Gnadenmonats der Marienkönigin. Möge dieses schöne Zusammenreffen von guter Vorbedeutung sein, und die allereligste Jungfrau, die Königin der Apostel, mit der Gründung dieses Probeghauses für die Mariannhiller Mission einen neuen Frühling aufgehen lassen: Gott zur Ehre und Tausenden unsterblicher Seelen zum Heile! —

Auf äußere Festlichkeiten mußten wir am genannten Tage verzichten; die Umstände gestatteten es einfach nicht. Der Pächter, welcher bisher in „Klein-Gint“ gewohnt hatte, war mit seiner Familie erst kurz zuvor abgezogen. Das Haus war damit noch keineswegs geräumt, da noch eine zweite Familie (die des bisherigen Schweizers) verschiedene Räumlichkeiten bis zum 1. Mai besetzt hielt. Erst dann konnte es mühsam mit den nötigsten Tischen, Stühlen, Betten und hundert anderen Sachen und Säckelchen eingerichtet werden. Die Eröffnungsfeier bestand daher in der Hauptsache darin, daß





„Mutter, siehe da deinen Sohn!“

von unserem Missionsprokurator, dem Hochw. P. Notker Vorispel, in einem entsprechend hergerichteten Zimmer eine stille, heilige Messe gelesen wurde, wobei die wenigen anwesenden Brüder und Postulanten die hl. Kommunion empfingen. Am Nachmittage wurde „St. Paul“ durch einen Besuch des benachbarten Klerus aus

dem holländischen Arcen und dem deutschen Walbeck beehrt.

Das hübsche Altärchen, an dem die erste hl. Messe in „St. Paul“ gelesen wurde, verdanken wir der Güte der ehrwürdigen Franziskanerinnen in Moof (Holland); die ersten Paramente lieferten in ebenso hochherziger Weise



die Benediktinerinnen von der ewigen Anbetung in Varense; dafür hatten die beiden klösterlichen Genossenschaften auch das Anrecht auf eine der ersten hl. Messen in „St. Paul“. Desgleichen soll die erste Kreuzwegandacht daselbst für die Familie des braven Schreinermeisters abgehalten werden, welcher die Rahmen für die 14 Stationsbilder kostenfrei geliefert hatte. Mariannhill vergißt seine Wohltäter nicht.

Superior des neuen Missionshauses ist der Hochw. P. Nembard Leyendecker, bisher Prior in Mariannhill. Er traf jedoch erst am 4. Mai mit einigen weiteren Brüdern aus Mariannhill in „St. Paul“ ein. Zu ihnen gesellten sich ein paar unserer Sammelbrüder, sowie der Redakteur unserer Missionschriften, der, um dem Druckort (Würzburg, in Bayern) näher zu sein, künftig seinen Wohnsitz ebenfalls in „St. Paul“ nehmen wird. Alle Patres, Brüder und Postulanten zusammengerechnet zählt die neue Familie gegenwärtig 16 Mitglieder, die aber in Bälde auf zwei bis drei Duzend anwachsen dürfte. Mehr als 50 haben im gegenwärtigen Notbau nicht Platz, auch wenn wir uns noch so sehr einschränken wollten. Doch dafür lassen wir den lieben Gott sorgen; bisher hat der Herr geholfen.

Mit dem Probehaus sind natürlich erhebliche Kosten für die Mariannhiller Mission verbunden. Schon der Ankauf von Grund und Boden kostete eine hübsche Summe Geld, desgleichen der jetzige Umbau, sowie die neue Kapelle. Für uns selbst wagen wir diesmal keine Bitte zu stellen, obgleich es der Wünsche und Bedürfnisse gar mannigfache gäbe, sondern nur für den lieben Heiland in unserm neu zu erbauenden Kirchlein. Wie willkommen wären uns da weitere Kirchengeräte, Altar, Balken, Purifikatoren und Paramente in den verschiedenen kirchlichen Festfarben. Am Tage der Eröffnung verfügte das neue Haus erst über drei Meßkleider. Wohl ist unsere Bitte groß, allein, wir wissen auch, daß es unter der Zahl unserer geehrten Leser noch immer hochherzige und edelmütige Seelen gibt, die es als Ehrensache betrachten, dem lieben Heiland in armen Missionskirchlein eine würdige Wohnung zu bereiten. Heil diesen edlen Männern und Frauen! Gottes Segen ist ihnen sicher; denn der Herr läßt sich an Großmut von uns Menschen keineswegs übertreffen, und belohnt jedes Opfer, das wir seinetwegen bringen, zehnfach und hundertfach in diesem und jenem Leben.

Etwaige fromme Spenden wolle man adressieren an die bekannte Vertretung der Mariannhiller Mission, mit dem Bemerkten, für das Missionshaus „St. Paul“.

P. Dominikus.

## Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Als der König von Kongo die Ankunft der Kapuziner-Missionäre in Pinda erfuhr, schickte er sogleich einen Boten, um sie an seinen Hof einzuladen. Der Häuptling von Sogno aber, der bei dieser Gelegenheit vorteilhafte Friedensbedingungen zu erlangen hoffte, entließ den P. Bonaventura, den Präfecten der Mission, nebst drei seiner Genossen und gab ihnen zuverlässige Leute mit, sie zu führen und ihnen das Gepäck zu tragen.

Die Reise war für die kaum hergestellten und unter der Last ihrer Ruten seufzenden Kapuziner höchst beschwerlich. Nur mühsam vermochten sie unter der afrikanischen Sonnenhitze den rasch voranschreitenden Negern zu folgen. Sie hätten von ihnen auch einen schlechten Schutz zu erwarten gehabt, denn so oft in

der Ferne ein wildes Tier brüllte, kletterten die Schwarzen schnell wie die Affen auf einen Baum und überließen die mehrlosen Mönche ihrem Schicksal.

Sie erreichten übrigens wohlbehalten San Salvador, wo sie der König freundlich empfing und in eine zu seinem Hofe gehörende Wohnung aufnahm; auch schenkte er ihnen eine von seinen Vorfahren erbaute Kirche nebst hinreichendem Grund und Boden, um ein Kloster zu erbauen. Die Missionäre, über den glücklichen Anfang sehr erfreut, legten sogleich Hand ans Werk und predigten zweimal des Tages vor dem Hof und einer großen Menschenmenge. Der Erfolg übertraf alle ihre Erwartungen, und trotz der Verdächtigungen, welche die kalvinischen Holländer gegen sie austreuten, erwarben sie sich bald die Achtung und Liebe der Eingeborenen in so hohem Grade, daß sie sich stets von einer Menge derselben umringt sahen, welche Unterricht und Taufe begehrten.

Weit schwieriger war ihre Stellung den Häuptlingen und Großen gegenüber. Diese hatten zwar schon früher das Christentum angenommen, konnten sich aber nicht entschließen, ihren heidnischen Gewohnheiten gänzlich zu entsagen. Namentlich erregten sie beim Volke Aergernis durch die vielen Kebsweiber, die sie hielten. Die Kapuziner widersetzten sich allen Entseten dieser gräßlichen Uebertretung des christlichen Gesetzes, allein das Uebel hatte schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß ihre Predigten nur Unwillen erregten. Manche fingen sogar an, sie zu verfolgen. Die mutigen Missionäre fuhren zwar fort, das Land nach allen Richtungen hin zu durchstreifen und das Volk zu unterrichten, aber ihre Wirksamkeit war durch den bösen Willen der einflussreichen Häuptlinge gelähmt. Da sie überall nur geringe Unterstützung fanden, erlagen sie allmählich den übergroßen Anstrengungen, sowie dem ungewohnten Klima.

Im Oktober 1647 war jedoch eine zweite aus dem Orden des hl. Franziskus gewählte Gesellschaft von Missionären, bestehend aus 12 Priestern und 2 Laienbrüdern, zu Cadix unter Segel gegangen, sie landeten aber nach vielen Opfern und Gefahren erst am 6. März 1648 in der Gegend von Pinda. In San Salvador angelangt, beschloßen sie vor allem die Gründung eines Seminars zur Erlernung der Neger Sprachen; denn die Unkenntnis derselben hatte sich als das hauptsächlichste Hindernis des Gelingens der sonst viel versprechenden Unternehmungen herausgestellt. Man hielt es für gut, dem Beispiel der Jesuiten zu folgen, welche nicht eher die Bekehrung eines Volkes ernstlich unternahmen, bevor sie ihm Unterricht in der Landessprache erteilen konnten. Die Kapuziner hatten diese Vorsicht leider versäumt. Sie hatten in ihrem Eifer gemeint, ihren löblichen Zweck durch Dolmetscher erreichen zu können, mußten aber bald einsehen, daß ihnen diese teils aus Unwissenheit, teils aus Habgucht und List die größten Schwierigkeiten in den Weg legten.

Man hatte wohl einen kleinen Katechismus in der Sprache der Kongoneger hergestellt, allein damit allein war noch nicht geholfen; denn der Katechismus mußte dem Volke auch erklärt werden. Dem Heiden und Katechumenen steigen oft Zweifel auf über die vorgebrachten Wahrheiten, vieles versteht er auch ganz verkehrt, weshalb der Missionär stets neue Aufschlüsse und Erklärungen des Gesagten geben muß. Hat er die Sprache vollkommen inne, so daß er jede Frage des Katechumenen versteht und ihm klar und deutlich alles auseinanderlegen kann, so hat er sicherlich seine große



Freude daran; anders aber, wenn er sich eines Dolmetschers bedienen muß, der vielleicht weder die Frage des Katechumenen, noch die Antwort des Missionärs korrekt wiedergibt. Mancher Dolmetsch versteht vielleicht die eine der beiden Sprachen nur unvollkommen und entbehrt der theologischen Bildung. Dazu fehlen in jeder Neger Sprache für gewisse theologische Begriffe die entsprechenden Wörter und müssen erst neu gebildet werden. Ich erinnere nur an die Worte: Gnade, Taufe, Kirche, Sakrament, Tugend usw.

Das Schlimmste aber war, daß sich am Kongo viele Dolmetscher zu direkten Betrügereien hinreißten ließen. Zum Beweise des Gesagten nur einige Beispiele: Weil den Kapuzinern das strenge Gelübde unbedingter Armut nicht gestattet, sich Reichthümer zu erwerben, wiesen sie stets jedes diesbezügliche Anerbieten seitens der Fürsten zurück und nahmen nur die für den einzelnen Tag nötige Nahrung an und so viel Almosen, daß es zur Bezahlung und zum Unterhalte ihrer Dolmetscher hinreichte. Diese aber begnügten sich nicht mit dem ihnen zukommenden Lohn, sondern ließen sich, da sie zugleich mit dem Einsammeln der Almosen und Lebensmittel betraut waren, weit über Gebühr geben und scheuten sich nicht, sich auf Kosten der Missionäre und zum Nachteil der christlichen Religion zu bereichern.

An trügerischen Vorspiegelungen fehlte es ihnen nie. So sagten sie z. B. den Neubefehrten, es wäre eine Schande für sie, wenn sie nicht einen Teil ihrer zeitlichen Güter den Männern ablassen wollten, welche aus so weiter Ferne gekommen, um ihnen die Schätze des wahren Glaubens zu spenden. Sie brauchten ja nur eine Handvoll Mehl zu geben, ein Huhn oder ein Ei, oder irgendeine Frucht. Nebenbei suchten sie auch deren Ehrgeiz aufzustacheln, indem sie darauf hindeuteten, welch schlechten Begriff die fremden Völker, denen die Missionäre angehörten, von den Negern bekommen müßten, wenn sie nicht reichlich Almosen spendeten; denn man würde sie dann für gänzlich arme oder geizige Leute ansehen. — Ja, sie gingen sogar so weit, zu behaupten, die Wirkung der Taufe und der

übrigen hl. Sakramente richte sich nach der reicheren oder geringeren Spende der Empfänger! —

Durch diese Betrügereien und Erpressungen abgeschreckt, zogen sich die Eingeborenen allmählich von den Missionären zurück, ohne daß diese eine Ahnung vom wirklichen Sachverhalt hatten; und als es ihnen endlich



Christus, der Kinderfreund.

klar wurde, kostete es ihnen unsägliche Mühe, dem Volke seine Vorurteile zu benehmen.

Sobald die zuletzt angekommenen Glaubensprediger die nötige Kenntnis von Land und Leuten sich angeeignet hatten, wurden sie nach verschiedenen Provinzen vertheilt. Dionysius Moreschi, der Präsekt der Mission, befehlt nur einige wenige in seiner Nähe, um in der Stadt und Umgebung von San Salvador zu wirken.

Die beiden Väter Gabriel von Valencia und Antonio von Ternelli wurden nach der großen und



fruchtbaren Provinz Embatta geschickt. Kaum hatten sie die Grenze überschritten, so wurden sie von einer solchen Menge nach der Taufe verlangender Neger umringt, daß sie sich genötigt sahen, Tag und Nacht zu predigen und Unterricht zu erteilen, und kaum mehr Zeit fanden, ihr Brevier zu beten und etwas Speise zu sich zu nehmen. Bei den älteren Leute hatten sie ihre liebe Not, ihnen die notwendigsten Glaubenswahrheiten beizubringen und mußten sie ihren Unterricht beständig wiederholen. Manche Neger beklagten sich auch über die vielen Fragen und Förmlichkeiten und konnten gar nicht begreifen, weshalb denn die guten Missionäre so viel Umstände machten, bis sie ihnen „ein wenig Salz auf die Zunge legten“. Mit dem letzteren Ausdruck pflegten sie nämlich die hl. Taufe zu bezeichnen.

Inzwischen war seitens des Häuptlings der Provinz eine Einladung eingetroffen, die beiden Missionäre möchten nach der Hauptstadt von Embatta kommen. Sie brachen alsbald auf, denn eine so günstige Gelegenheit, sich den Schutz und die Gewogenheit eines so einflußreichen Mannes zu erwerben, wollten sie nicht versäumen. Etwa sechs Meilen vor der Hauptstadt kam ihnen ein Minister des Häuptlings entgegen, führte sie in eine aus Bambusstangen und Palmzweigen hergestellte Hütte, wünschte ihnen eine angenehme Ruhe und empfahl sich dann unter vielen Bücklingen. Die Hütte hatte einen kleinen Vorplatz und zwei Kammern, in welchen sich Rasenbänke befanden, die als Betten dienen sollten.

Von einem heftigen Platzregen bis auf die Haut durchnäßt, baten die beiden Missionäre um etwas Holz, um ein Feuerchen anzumachen und ihre nassen Kleider trocknen zu können; und weil das Wasser in die tief liegende Hütte von allen Seiten eindrang, machten sie zu diesem Zwecke in der Mitte eine kleine Erhöhung aus Erde. Allein, sie warteten vergebens auf Brennholz und auf ein Abendessen, dessen sie doch so sehr bedurft hätten. Endlich streckten sie sich, nachdem sie ihr Brevier gebetet hatten, auf ihr hartes Lager nieder und versanken vor übergroßer Müdigkeit bald in einen tiefen Schlaf.

Am anderen Morgen erschien schon bei Tagesanbruch der Minister und erkundigte sich teilnehmend nach ihrem Befinden und fragte, ob sie gut geschlafen hätten. Sie dankten für die freundliche Nachfrage, sprachen aber offen ihre Verwunderung darüber aus, daß man sie, obgleich von dem weiten Marsche und heftigen Regen ganz erschöpft und durchnäßt, so ohne jegliche Hilfe gelassen habe. Der Minister aber erwiderte mit der freundlichsten Miene von der Welt: „Seid überzeugt, meine lieben Väter, daß unser Herr und Gebieter recht wohl weiß, was er zu tun hat. Wenn er Euch keine Lebensmittel schickte, so geschah das keineswegs aus Nachlässigkeit oder Mangel an Achtung, sondern nur, um die Landessitte nicht zu verletzen. Denn will man bei uns einen Gast recht ehren, so darf man ihm in der ersten Nacht weder Speis noch Trank vorsetzen.“

Bei näherer Erkundigung erfuhren die beiden Kapuziner, daß sie noch von Glück reden konnten; denn gewöhnlich pflegte man die Neuangekommenen auch noch gehörig durchzuprügeln, nicht aus Feindschaft, sondern um ihnen zu verstehen zu geben, zu welcher mutigen und tapferen Leuten sie gekommen. „Seht, welche Helden wir sind,“ wollten sie ihnen sagen, „und wie erbärmlich es denen ergehen würde, die es wagen sollten, Hand an Euch zu legen!“

Bald erschien mit einem großen Gefolge der Fürst persönlich und führte sie unter allen möglichen Ehrenbezeugungen in seine Hauptstadt ein. Hier wies er ihnen eine Wohnung an und versah sie mit Lebensmitteln, welche in einem Huhn, zwei Säcken Mehl und etwas gesalzenem Elefantenfleisch, einem nach Negerbegriffen königlichen Schmause, bestanden.

Die Provinz Embatta hatte einen bedeutenden Umfang und eine zahlreiche Bevölkerung. In der Hauptstadt selbst fanden jedoch die Missionäre ein schlechtes Arbeitsfeld; das Haupthindernis für die Befehrung der Schwarzen bildete die Vielweiberei. Sie beschloßen daher eine Rundreise durchs ganze Land anzutreten. Hier fanden sie zwar Leute genug, welche willig die Lehren des Christentums annahmen, d. h. sie glaubten alles, was die Missionäre predigten und waren gerne bereit, sich taufen zu lassen; doch von ihren alten, verkehrten Gewohnheiten wollten nur wenige lassen. Mancher Unverschämte sagte den Missionären sogar ins Gesicht, sie seien nur deshalb von Europa fortgegangen, weil sie dort nichts zu essen gehabt hätten, und wollten sich nun hier, im reichen fruchtbaren Afrika gütlich tun.

Da zuletzt ihre Stellung immer schwieriger wurde, und sie oft kaum wußten, wie sie ihr Leben fristen sollten, beschloßen sie, nach San Salvador zurückzukehren. Der Weg war weit, und die schmalen Pfade waren so mit Dornen und Schilfrohr überwachsen, daß die armen Missionäre mit zerfleischten Füßen und ganz mit Geschwüren bedeckt, dort ankamen. Erst nach einem Krankenlager von vier Monaten konnten sie ihre Arbeiten wieder aufnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

### Ein Krankenbesuch.

Vom Hochw. P. Maurus Kalis, R. M. M.

Himmelberg. — Daß der Priester manchmal auch zur Nachtzeit zu einem Kranken gerufen wird, ist gerade nichts Auffälliges, allein jüngst hatte ich einen Krankenbesuch unter etwas ungewöhnlichen Umständen, sodaß ich glaube, davon auch im „Vergißmichnicht“ erzählen zu dürfen.

Zunächst ein Wort über Krankenbesuch beim Kaffern im allgemeinen. Der Schwarze weiß, daß der Missionär die Pflicht hat, „allen alles zu sein“, und darnach richtet er sich in der Praxis, ohne sich viele unnütze Gedanken darüber zu machen, daß andere auch noch versorgt sein wollen, und nicht er allein. Für gewöhnlich ist das nicht schlimm; mit Kindern muß man Geduld haben, und ein Kind bleibt der Durchschnittskaffer sein Lebenlang.

Unangenehm wird die Sache jedoch, wenn für den Missionär irgend ein Hindernis dazwischen tritt, wenn er z. B. sonstige dringende Arbeiten hat, oder soeben mit seinem abgekehrten Pferd von einem langen Ritt müde nach Hause kam. Nicht selten erfolgt gerade unter solchen Umständen ein neuer Krankenruf. Nach Aussage des Boten ist Gefahr auf Verzug, bis morgen darf man unmöglich warten. . . . Wer den Kaffer kennt, weiß, daß er in solchem Falle meistens übertreibt, allein, ganz sicher ist man doch nicht; es könnte diesmal doch zutreffen und wirklich kein Augenblick zu verlieren sein.

Doch nun zu unserm konkreten Fall. Ich hatte eben meine erste Woche in „Himmelberg“ zugebracht, und wollte nun auch meinen Nachbar, den Hochw. P. Erasmus, in „St. Michael“, besuchen. Da die beiden



Missionsstationen durch die von Esperanza nach Donnybrook führende Bahnlinie miteinander verbunden sind, benützte ich die Gelegenheit und fuhr ausnahmsweise mit der Bahn. „St. Michael“, das ich zum erstenmale sah, wurde besichtigt, seine romantische Lage bewundert und gebührend gepriesen.

Nach dem Abendessen saßen wir noch längere Zeit bei hellem Mondschein im Freien, unterhielten uns mit schwarzen Katecheten von St. Michael und sprachen, wie es sich gerade traf, dies und das über altheidnische Kafferngebräuche, Aberglauben, Spukgeschichten usw. Endlich begaben wir uns zur Ruhe.

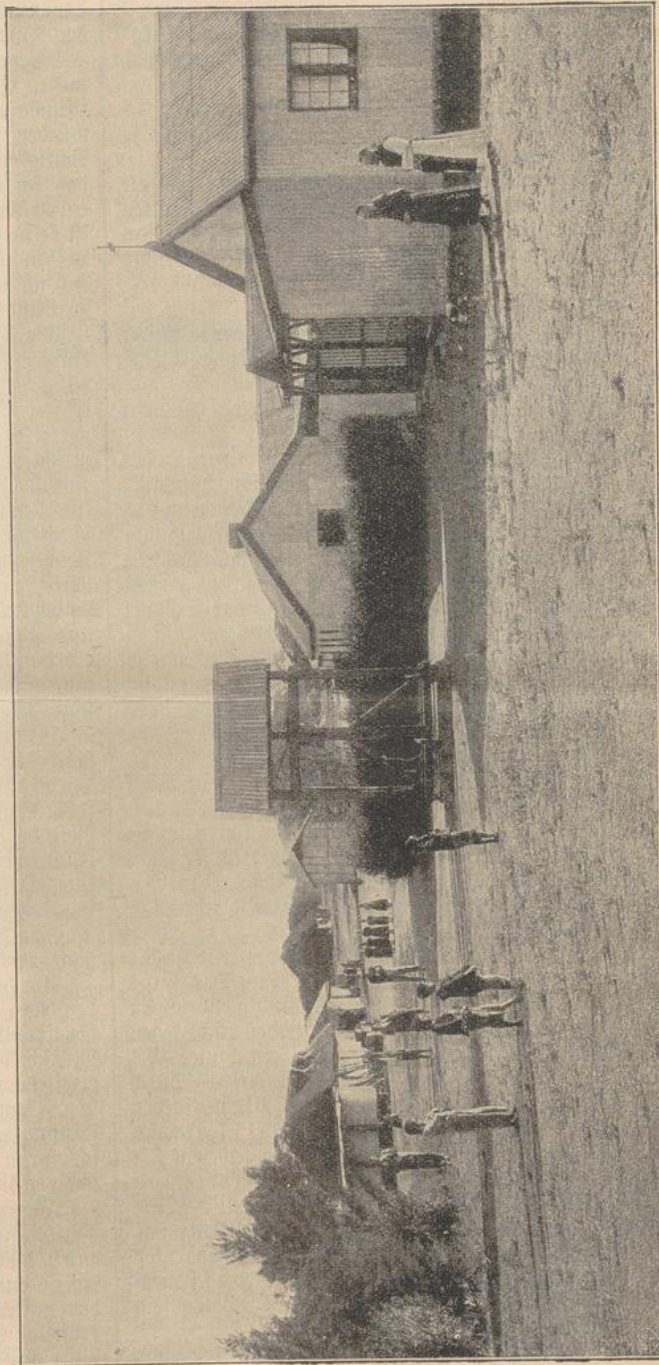
Ob ich nun mitten in der Nacht von selbst aufwachte oder geweckt wurde, weiß ich nicht sicher; ich weiß nur, daß ich noch im Halbschlaf war, als ich klopfen hörte. Dadurch ganz wach geworden, jedoch nicht sicher, ob ich auch gut gehört, — es war eine etwas windige Nacht — blieb ich liegen. Nach einer langen Pause klopft es wieder. Diesmal habe ich mich nicht getäuscht. Ich antworte mit „Ja“, stehe auf und zünde ein Licht an, in der festen Meinung, ich sei geweckt worden, weil es eben Zeit zum Aufstehen sei. Ein Blick auf die Uhr belehrte mich jedoch, daß kaum die Mitternacht vorüber war. Ich muß mich also doch getäuscht haben, denke ich, blase das Licht wieder aus und lege mich neuerdings ins Bett.

Nach einer abermaligen langen Pause klopft es wieder. — Na, das geht doch offenbar nicht mit rechten Dingen zu! Auf fremder Station, wo man sich, wenn etwas vorkommen sollte, nicht an mich wenden wird, dieses Klopfen um Mitternacht, mit so langen Zwischenräumen, ohne daß man ein Wörtchen hört. — Sollte es in dem Zimmer spuken? Oder spukten bloß noch die famosen Spukgeschichten vom letzten Abend in meinem Kopfe? In „St. Michael“ hat man übrigens von dergleichen Sachen schon viel gehört. Spuk und Zaubergerichten, Wunder ganz merkwürdiger Art, Besessenheit, große und kleine Irrlichter usw., das war alles schon vorgekommen, und ich selbst hatte erst vor wenigen Stunden leuchtende Johanniskäferchen, oder was es war, die Menge umherfliegen sehen. Sollte nun einer aus dem Reiche der Schatten auch mir einen Besuch abstatten wollen, um mich zu überzeugen, daß doch „etwas daran sei“? — Diese und ähnliche Gedanken schwirrten mir im Kopf herum.

Um mir Klarheit zu verschaffen, rufe ich auf deutsch: „Was gibt es denn? Wer ist da?“ — Und siehe, der „Geist“ antwortet ebenfalls in geläufigem Deutsch: „Ein Kranker ist da!“ —

Ein sonderbarer Kranker das, der persönlich kommt, mich zu rufen, anstatt, wie üblich, einen Boten zu schicken. Nicht das nicht ebenfalls nach Spuk? — „Wo ist denn der Kranke?“ frage ich. — „Draußen, bei den Kaffern, weit weg!“

„Ah so! Aber, was hab' denn ich damit zu tun? Es ist doch nicht meine Sache, hier in „St. Michael“ Kranke zu versehen? Wer sind Sie denn eigentlich?“ „Bruder Juniperus.“



Missionsstation Himmelberg.

Jetzt geht mir endlich ein Licht auf! Mein guter Br. Juniperus ist in löblichem Seeleneifer mitten in der Nacht von „Himmelberg“ herübergekommen, um mich zu rufen.

Ich kleide mich an und gehe hinaus. „Ist's wirklich



notwendig?" fragte ich den Bruder. „Ist große Gefahr, oder ginge es vielleicht an, daß ich erst morgen mit der Bahn heimkomme?"

„Ja, die Person ist sehr schwer krank; sie befindet sich in Todesnot." — „Wissen Sie den Kraal, wo sie liegt?" — „Nein."

„Wo ist denn der Bote, der mich in „Himmelberg" zur Kranken holen wollte?" — „Der ist heimgegangen, wird aber morgen wieder kommen."

„Haben Sie ein zweites Pferd mitgebracht?" — „Nein, nur eines; aber das ist für Sie, ich selbst will zu Fuß zurückkehren."

„Schon gut, aber ich bin hier fremd und kenne die Gegend nicht; wie soll ich, wenn ich allein reite, mitten in der Nacht den Weg finden? Nun, ich muß eben im Schritt reiten, und Sie können als Wegweiser nebenher gehen. Doch, wo ist denn das Pferd?"

„Das hat mir jemand weggenommen?"

„Unmöglich, wer sollte denn hier auf der Station ein Pferd wegnehmen, jetzt bei nachtschlafender Zeit? Hatten Sie das Pferd angebunden?"

„Nein, ich ließ es draußen grasen, und da hat man es weggeholt."

Ich kannte meinen guten Bruder Juniperus, der seinem großem Namenspatron alle Ehre macht, und blieb ruhig. Wozu auch sich ärgern? Man macht dadurch das Geschehene doch nicht ungeschehen; wartet man geduldig zu, so stellt sich in der Folge vielleicht doch das Richtige heraus, oder man erkennt wenigstens, daß im großen Ganzen alles seinen richtigen Platz hat und das Seinige zum gewünschten Ziele beiträgt.

Bruder Juniperus machte sich nun ans Suchen; ich aber wachte Bruder Medard, den Stationschaffner, sowie P. Erasmus, den Superior, und beratschlagte, was unter den obwaltenden Umständen zu tun sei. Der einstimmige Beschluß war: „Wir müssen warten."

Es wurde 5 Uhr, bis Bruder Juniperus sein Kößlein fand; und bis wir nach Himmelberg zurückkamen, war es Mittag. Ich fragte sofort nach dem Boten; er ist noch nicht da. „Lebt die Kranke noch, oder ist sie schon gestorben?" Niemand weiß es. Doch siehe, zehn Minuten später trifft der schwarze Bote ein, und ich mache mich sofort auf den Weg.

Eben reite ich im Schritt — der Bote war etwas zurückgeblieben — an einem Kraal vorbei. Das Gras war hier so üppig, daß es sich vollständig über den Fußpfad zusammenschloß und ich den Boden nicht sehen konnte. Da plötzlich ertönt hinter mir ein lautes Geschrei. Ich schaue um, und — o Schrecken! — durch das Grasgewölbe, daß ich mit meinem Pferde soeben passiert hatte, bohrt sich ein schwarzer Kopf! Fürwahr, wäre es der Kopf einer gehörnten Schlange gewesen, wie sie nach Aussage der Kaffern in diesen Gegenden vorkommen sollen, ich wäre nicht so erschrocken. Denn, was ich da vor mir, oder besser gesagt, hinter mir sah, war nicht der Kopf eines Drachen oder einer gehörnten Riesenschlange, sondern der eines kleinen Kaffernjungen, der unter dem schattigen Grasgewölbe sein Mittagschläschen gehalten hatte.

Der Junge mochte etwa drei Jahre alt sein und blickte ganz entsetzt nach mir und meinem Pferd, sodaß ich fürchtete, er möchte etwa durch den Tritt des Pferdes eine gefährliche Verletzung erlitten haben. „Was ist Dir geschehen?" rufe ich ihm zu. Meine Stimme bringt den Kleinen wieder zu sich; zugleich scheint ihm die Erkenntnis aufgegangen zu sein, daß es noch etwas Nützlicheres gebe, als zu schreien und zu weinen, denn plötzlich

springt der kleine Wicht auf und rennt über Hals und Kopf davon. Nun, damit war meine Frage klar und deutlich genug beantwortet, und ich konnte getrost weiterreiten. Der in seinem Mittagschläschen gestörte Junge aber, der diesmal noch mit dem bloßen Schrecken davonkam, dürfte in Zukunft etwas vorsichtiger sein bei der Auswahl seiner Lagerstätte.

Wegen meiner Kranken beunruhigte ich mich nicht mehr. Ich war fest überzeugt, daß keine unmittelbare Gefahr vorhanden sei, obgleich der Bote äußerte, wir würden sie wohl kaum mehr am Leben treffen. Und richtig, als ich endlich beim betr. Kraale ankam, fand ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Wie die Krankheit enden wird, weiß ich allerdings nicht, aber gegenwärtig ist keine Gefahr vorhanden. Die Kranke selbst hielt ihr Leiden für tödlich; es war mir dies insofern angenehm, daß ich mir nun keine Mühe zu geben brauchte, sie dahin zu bringen, sich auf den Tod bereit zu halten.

Es handelte sich hier um eine junge Person, die vor einigen Jahren in Todesgefahr getauft worden war, und die, wie das in solchen Fällen leider nur allzu oft geschieht, später, nachdem sie wieder gesund geworden war, sich wenig um die Taufe und die übernommenen Christenpflichten gekümmert hatte. Erst jetzt, da sie dem Tod ein zweitesmal ins Auge schaute, kam ihr alles wieder ins Bewußtsein. Ich unterrichtete sie, machte sie ungeschult auf ihre Treulosigkeit gegen Gott und ihren Leichtsin in Sachen des Seelenheiles aufmerksam, und hörte dann ihre Beichte, die erste ihres Lebens. Goffentlich war ihre diesmalige Befeuerung eine aufrichtige und andauernde. Allem Anscheine nach war sie jetzt in einer guten Verfassung, und ich trug ihren Angehörigen auf, mich sofort in Kenntnis zu setzen, falls sich ihr Zustand verschlimmern sollte. Dann ritt ich wieder heim.

Es verging eine Woche und darüber; ich erhielt keine Nachricht. Eines Tages treffe ich einen Verwandten der Kranken, denselben, der mir beim ersten Besuche als Führer gedient hatte. Ich erkundigte mich nach ihrem Befinden; die Antwort lautet: „Sie ist krank, schwer krank, verlangt sehr nach Unterricht usw." Ich verspreche, in zwei Tagen zu kommen, denn es war damals schon ziemlich spät, ich selbst sowohl, wie mein treues Kößlein, waren müde, und der betreffende Kraal liegt ganz abseits.

Am bestimmten Tage also mache ich mich wieder auf den Weg, finde aber zu meinem Erstaunen den Kraal der Kranken mit einem Hängeschloß abgesperrt. Kein Mensch, d. h. kein Erwachsener ist da, mir Auskunft zu erteilen; nur einige Kinder, die bei meinem Erscheinen die Flucht ergriffen hatten, standen in einiger Entfernung am Rande einer Ault, bereit, darin zu verschwinden, falls es die persönliche Sicherheit ratsam erscheinen ließe.

Ich rufe ihnen zu und frage, ob nicht eine kranke Person hier sei? Die Kleinen erklären rundweg, daß sie weder hier, noch in der Nachbarschaft von einer Kranken irgend etwas wüßten. Ich stuhe; — sollte ich etwa vor dem unrichtigen Kraale stehen? Möglich wäre es schon, denn die Gegend ist mir, dem Neuling, noch keineswegs hinreichend bekannt. Ich reite eine Strecke weiter, dem nächsten Hügel zu und halte Umschau; doch der Zweifel bleibt. Ich will zu dem erstgenannten Kraale zurück, doch die Kinder machen mir schon von Ferne Zeichen nach einer anderen Richtung hin, ungefähr nach dort, von wo ich gekommen. Ich folge ihrem Wink und sehe mich dann abermals um; vergebens, der gesuchte Kraal ist nirgends zu finden. Die Kinder haben mit ihrem



Zeichen offenbar nur den Zweck verfolgt, den gefährdeten Besucher fernzuhalten.

Je länger ich schaue, desto gewisser wird es mir, daß ich zuvor doch beim richtigen Kraal gewesen. Ich kehre ein zweitesmal dorthin zurück, allein die Kinder sind verschwunden und weigern sich, auf mein Rufen zu reagieren. — Jetzt reite ich nach der entgegengesetzten Richtung zu den nächstgelegenen Kraals und halte Nachfrage. Die Leute bestätigen mir, daß ich beim rechten Kraal gewesen und erklären, daß ihres Wissens die Kranke dort sein müsse. Ich reite ein drittesmal zurück. Die losen Kleinen aber, die, während ich auf der benachbarten Anhöhe mit den Leuten sprach, aus ihren Schlupfwinkeln herausgetrocknet waren und zu mir herübersehen, waren, als ich zurückkam, abermals wie in den Boden versunken. Ich durfte suchen und rufen, solange ich wollte, ich erhielt keine Antwort, und es blieb mir

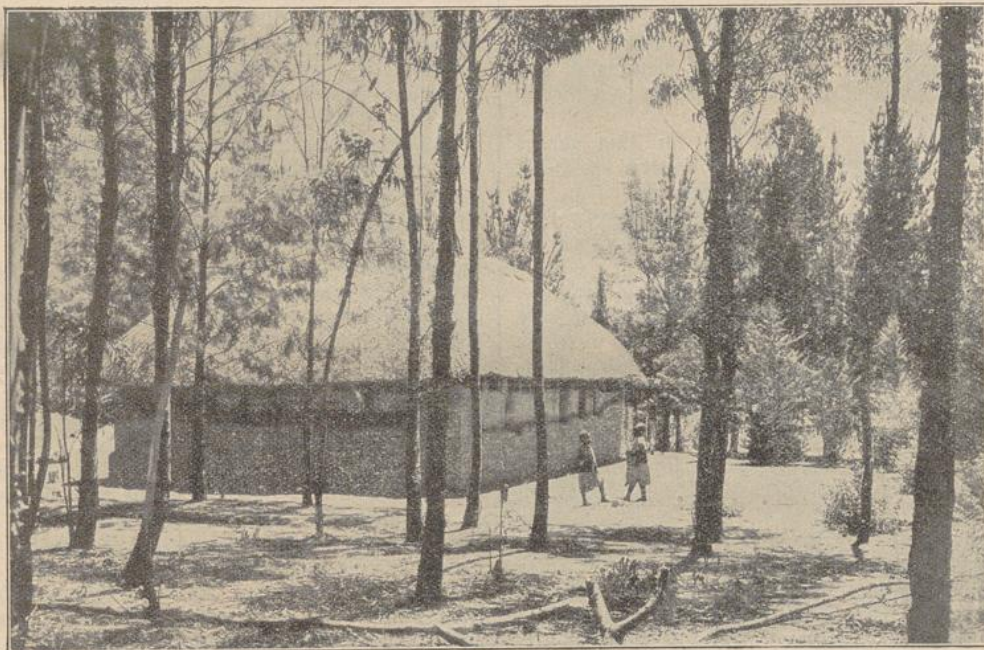
geben. (Diese Behauptung kommt mir übrigens ganz unglaublich vor!) Das Mädchen bittet um Unterricht in der christlichen Religion usw. usw.

Schon gut, aber aus dem Loch muß sie heraus. Es ist ohnehin zeitraubend genug, solch' einzelne Personen in ihren Kraals zu unterrichten, doppelt schwierig aber, wenn sie in Schluchten wohnen, wo man kaum zu Fuß, geschweige denn auf einem Pferde hinkommen kann.

### Um des hl. Glaubens willen.

Von Schw. M. Maximiliana Diefenbed, C. P. S.

Clairvaur. — Mpenduka, ein etwa zwanzigjähriges Kaffernmädchen, das früher die Missionschule in Clairvaur besucht hatte, wurde von ihrem Vater gegen alles kaffrische Herkommen ohne den üblichen Kaufpreis und ohne Trauung einem heidnischen Manne beigegeben, der



Kapelle und zugleich Schule in Dumisa.

schließlich nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge wieder heimzukehren.

Auf dem Rückwege treffe ich den Vetter der Kranken wieder, der mir schon wiederholt „Auskunft“ gegeben hatte. Ich frage ihn, ob das Mädchen vielleicht wieder gesund geworden sei. „Nein“, beteuerte er, „sie ist krank, schwer krank.“ — „Wo ist sie denn gegenwärtig?“ — „Nun, wo soll sie sein? Offenbar in ihrem alten Kraal, sonst nirgends.“ — Da ließ sich Verschiedenes denken und sagen . . .

Drei Tage später schickte ich einen schwarzen Katecheten hin, um die Geschichte auszuforschen. Das Resultat war: die nach Aussage der Kaffern totkrankte Person hat den bisherigen Kraal verlassen und sich nach einem andern begeben, der in einer schwer zugänglichen Schlucht liegt. (Der Katechet, ein gesunder Mann, war kaum imstande, dorthin zu kommen.) Der Hauptsache nach ist sie von ihrem Uebel genesen, doch kränkt sie noch immer. Sie verließ den Kraal ohne Wissen der Kinder, darum konnten mir diese keinen Aufschluß

schon eine Frau hatte. In ihrem neuen Heime besuchte Mpenduka den Gottesdienst, den in Ermangelung eines Priesters ein schwarzer Katechet an drei Sonntagen im Monat abzuhalten pflegte. (Am vierten Sonntag kam der Priester persönlich.)

Da ihr jedoch der Mann den Besuch des christlichen Gottesdienstes verbot und sogar verlangte, daß sie sich nach heidnischer Art kleide, kehrte Mpenduka Mitte Juni 1910 nach Clairvaur zurück und bat um christlichen Unterricht und um die hl. Taufe. Der Unterricht wurde ihr mit Freuden gewährt, mit der Spendung der hl. Taufe wollte der P. Missionär noch warten.

Einige Tage darnach erschien auch ihr angeblicher Mann auf der Missionsstation und forderte die Rückkehr seines Weibes. Letztere aber war gegen alle seine Bitten und Schmeicheleien taub, sodaß er mit leeren Händen abziehen mußte. Auch die Drohung mit Anwendung heidnischer Zauberkünste, die der Mann in einem benachbarten Kraale, in dem er Einkauf genommen, fallen ließ, verfingen bei Mpenduka nicht.



Sie blieb ihrem Vorsatz, Christin zu werden, treu, und überließ alles andere ruhig und gelassen der göttlichen Vorsehung.

Nach etwa einem Monate griff der eigene Vater Mpenduka in die Streitfrage ein. Er kam zur Missionsstation und verlangte mit seiner Tochter zu reden. Leider war unser Hochw. P. Superior gerade verreist. Ich hatte Mühe, Mpenduka zu bewegen, sich ihrem Vater zu zeigen. „Ich fürchte mich, zu ihm zu gehen,“ sagte sie, „ich weiß er will mich zwingen, zu dem heidnischen Manne zurückzukehren.“

„Nein,“ entgegnete ich, „der Vater behauptet, die Mutter sei krank, und er wünscht, daß du heim kommst, sie zu pflegen.“

„Meine Mutter ist allerdings oft kränzlich, aber glaube mir, Insojajana, dem Vater ist es keineswegs darum zu tun, daß ich der Mutter helfe; er will mich einfach zur Rückkehr zum Manne zwingen. Dazu aber kann ich mich um keinen Preis verstehen.“ Sie machte noch ein paar Einwendungen, redete aber schließlich doch mit ihrem Vater. Sie tat es namentlich uns Schwestern zuliebe, damit jener nicht glaube, wir hielten sein Mädchen versteckt.

Die Unterredung verlief, wie ich zum voraus wußte, resultatlos; doch tobte und polterte der Heide nicht, wie die Schwarzen in ähnlichen Fällen zu tun pflegen; er ging vielmehr gelassen seines Weges. Das fiel mir auf. Der Mann führte sicherlich etwas im Schilde; stille Wasser gründen tief! —

Es verstrich eine Woche, da kam vom englischen Gerichte, wo der Vater Beschwerde erhoben hatte, ein schwarzer Polizist, um unsere Mpenduka zur Gerichtsverhandlung mitzunehmen, die am nächsten Tage stattfinden sollte. Unser Hochw. P. Superior aber, der inzwischen zurückgekehrt war, ließ ihn wissen, es sei keineswegs nötig, daß das Mädchen von einem Polizeimanne zu Gericht geführt werde, er wolle sie vielmehr am nächsten Tage durch seinen schwarzen Lehrer dorthin bringen lassen.

Von Clairvaux bis Impendhle, dem Ort, wo das Gerichtsverfahren stattfinden sollte, sind drei gute Wegstunden, und von dort bis zur Heimat Mpendukas ist es eine Tagreise. Als das Mädchen am anderen Morgen in Begleitung des schwarzen Lehrers und ein paar verwandter Schulmädchen die Missionsstation verließ, beteuerte sie nochmals ihren festen Entschluß, nicht nach Hause zu gehen, sondern zu uns zurückzukehren. Doch es sollte anders kommen. Am Abend kamen der Lehrer und die Schulmädchen, welche Mpenduka begleitet hatten, traurigen Herzens allein zurück und berichteten uns folgendes:

„Der Richter fragte das Mädchen, weshalb sie nicht mit dem Vater gehe, die kranke Mutter zu pflegen. Mpenduka erwiderte, sie gehe nicht heim; die Krankheit der Mutter sei nur ein leerer Vorwand, in Wirklichkeit wolle sie der Vater einem heidnischen Manne übergeben. — Daraufhin warnte der Richter den Vater, solches zu tun und forderte Mpenduka auf, sich sofort an das Gericht zu wenden, falls man es dennoch versuchte, sie zu zwingen, mit einem Heiden zusammenzuleben. Doch das genügte dem Mädchen, daß seine heidnische Umgebung nur allzugut kannte, nicht. Sie bat daher, man möge ihr gestatten, zur Missionsstation zurückzukehren, denn nach Hause gehe sie nicht, eher lasse sie sich vom Richter den Hals abschneiden. Der Richter dagegen meinte, sein Schutz verbürge ihr die nötige Sicherheit und hob die Sitzung auf.“

Als der Lehrer und die Schulmädchen den Rückweg antraten und sich von Mpenduka verabschiedeten, wollte diese nichts von einer Trennung wissen, sondern ging vielmehr eine Strecke weit hinter ihnen her, bis ihr der heidnische Vater mit seinen Stößen den Weg verperrte und sie zum Richter zurücktrieb mit dem Bemerken, daß sie sich weigere, mit ihm nach Hause zu gehen. Auf dieses hin wurde Mpenduka vom Richter eingesperrt.

Neun Tage war sie im Gefängnisse; dann aber wurde sie auf Veranlassung ihres Vaters entlassen und von dessen Bruder nach Hause gebracht. Kaum war sie daselbst angekommen, da erschien auch schon ihr angeblicher Mann und drang in den Vater, ihm seine Tochter zu geben. Dieser entschuldigte sich anfangs mit seiner Furcht vor dem englischen Gerichte, machte aber zuletzt die zweideutige Bemerkung, er solle selber zusehen, wie er das Mädchen bekomme. — Der ruchlose Mensch verstand den Wink und machte seine Pläne.

Kurz darauf besuchte Mpenduka ihre verheiratete Schwester Rechtstils. Auf dem Heimwege trat ihr mit vier anderen gleichgesinnten Brüdern ihr Mann entgegen und forderte sie auf, mit ihm zu gehen. Als sie sich dessen entschieden weigerte, fielen sie wie die Wölfe über die Aermste her und schleppten sie in die Hütte ihres Bruders, der gerade vom Hause abwesend war. Hier banden sie das wehrlose Mädchen mit Riemen an einen Pfosten, daß ihr die Arme hoch aufschwollen. Jener Unmensch aber riß ihr die Kleider vom Leibe, würgte sie, mißhandelte sie mit Faustschlägen und suchte ihr so, wenn auch vergebens, das Versprechen abzunötigen, mit ihm zusammenzuleben. Mpenduka glaubte schon, ihr letztes Stündchen sei gekommen. Leer und wirkungslos verhallten ihre Hilferufe, die man recht wohl im elterlichen Hause, das nicht weit davon entfernt war, hören konnte. Der Vater ließ sich nicht sehen, obgleich ihn die Mutter energisch aufforderte, dem armen Mädchen zu Hilfe zu kommen, ein Beweis, daß er im Geheimen mit dem ruchlosen Plane einverstanden war.

Bis gegen Abend stand Mpenduka an der Marmorsäule. Da kam der Eigentümer des Kraales heim, band entsezt das Mädchen los und führte es am nächsten Morgen zu seinem Vater. Dem wurde nun auch bange; denn Mund, Hals und Arme seines Kindes waren hoch aufgeschwollen. Was wird das englische Gericht zu dieser Mißhandlung sagen, um die er (der Vater), offenbar wußte und zu der er zum voraus seine geheime Zustimmung gegeben hatte? Er wollte daher dem drohenden Uebel zuvorkommen, nahm seine Tochter und führte sie persönlich zu Gericht.

Es kam zur Verhandlung. Die fünf ruchlosen Menschen behaupteten, sie hätten dies alles nur im Auftrag des Vaters des Mädchens getan. Da aber Mpenduka die Unschuld ihres Vaters beteuerte — er hatte sie auf dem Wege zu Gericht direkt um ihre Hilfe gebeten — wurde ihrer Aussage kein Glaube geschenkt. Jeder von ihnen wurde zu einer ziemlich hohen Geldstrafe und zu drei Monat Gefängnis verurteilt. Das Mädchen aber kehrte voll Freude zur Missionsstation zurück. Der Vater legte ihr kein Hindernis mehr in den Weg, denn er war froh, daß er mit der Hilfe seiner Tochter noch so leichten Kaufes aus der Klemme herausgekommen war.

Wer von unseren geehrten Lesern betet für die heldenmütige Mpenduka ein Ave Maria, daß sie ihren guten Vorsätzen treu bleibt und eine gute Christin wird? Gegenwärtig ist sie während der Schulferien zu Hause, um der Mutter bei der Feldarbeit zu helfen.



## Unsere Knaben.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

Triashill, 29. Dez. 1910. — Eigentlich kann man die auf unserer Missionsstation wohnenden Zöglinge nicht *Knaben* nennen, denn es sind fast ausnahmslos schon erwachsene, heiratsfähige Burschen. Ja, einige haben schon Weiber daheim; wir haben das erst nachträglich erfahren.

Nur einer unserer Zöglinge ist noch ein richtiger Knabe; er ist erst zwölf Jahre alt und wurde am letzten Weihnachtsfeste auf den Namen Anton getauft. Sein Vater, ein Witwer, will jetzt ebenfalls als Zögling hier eintreten und hat schon einige Mark als Kostgeld hinterlegt. So wird also der interessante Fall vorkommen, daß Vater und Sohn auf einer Schulbank, d. h. natürlich bei uns in Triashill auf dem Fußboden, sitzen und mit einander lernen, wobei überdies der Sohn dem Vater um ein Bedeutendes voraus sein wird.

Unserer großen Armut wegen war bis vor einem halben Jahre die Zahl der aufzunehmenden Kostschüler auf dreißig festgesetzt; nun aber wurde auf unser wiederholtes Bitten vom Obern in Mariannahill volle Freiheit gewährt. (Tageschüler konnten wir natürlich vom Anfange an in beliebig hoher Zahl aufnehmen; da hieß es immer: je mehr, desto besser.) Gegenwärtig ist die Aufnahmsziffer der „Boarders“, d. h. jener, die bei uns nicht bloß Unterricht, sondern auch volle Verpflegung genießen, auf sechzig gestiegen. Da jedoch hier, im Maschona-land, die Verhältnisse wesentlich anders sind, als in Natal und der Kapkolonie, so muß bei uns jeder Kostschüler für seinen Aufenthalt, den er auf drei Jahre ausdehnen kann, die Summe von drei Pfund Sterling oder sechzig Mark hinterlegen. Ueberdies muß er für Kleider und Wäsche selbst sorgen, erhält aber seine Schilfmatte, auf der er sich, in seine Decke gehüllt, nachts ausstrecken kann, sowie seine blecherne Schüssel, aus der er seine bescheidene Mahlzeit einnimmt. Die Kost ist jahraus jahrein fast immer gleich und besteht in einem steifen, rötlichen Brei, oder aus einer einheimischen Art kleiner Bohnen; zuweilen auch aus etwas Grünem, je nach der Jahreszeit. Wenn es hier und da Fleisch gibt, so ist das ein Lederbissen. Findet eine größere Tauffeierlichkeit oder etwas Ähnliches statt, dann gibt es auch einheimisches Bier, das aus derselben Hirse bereitet ist, von der auch der genannte rötliche Brei, ihr tägliches Brot, herkommt.

Beschäftigung für die Jungen gibt es genug. Sie erhalten am Vormittag und Abend Unterricht in Religion, Englisch, Rechnen und Gesang, arbeiten des Mittags für uns, bald in Garten und Feld, bald bei Auf-

stellung neuer Gebäulichkeiten oder der Herstellung von Ziegeln usw. Alle unsere Zöglinge kommen von außerhalb der Farm, aus Gegenden, wo es protestantische Schulen in Menge gibt. Daß sie die katholische Religion, die hierzulande bis jetzt noch eine sehr bescheidene Stellung einnimmt, dennoch schon als die einzig wahre erkennen und allen anderen gegenüber bevorzugen, beweist schon der Umstand, daß sie mehr als 30 und mehr als 100 Mark, die sie bei anderen Reli-



Am Marterl.

gionsgesellschaften bereits als Eintrittsgeld bezahlt hatten, fahren ließen, um bei uns einzutreten.

Im allgemeinen ist mit unseren Burschen gut auskommen, jedenfalls viel besser, als mit vielen Sonntagschülern in Europa. Diese schwarzen großen Burschen sind wirklich vielfach noch wie Kinder, haben deren gute und schlimme Eigenschaften. Eines Tages kamen sie und verlangten stürmisch Ferien, die Regenzeit sei nahe; sie konnten es gar nicht verstehen, als ich nicht sofort auf ihr Ansinnen einging. Ja, am nächsten Morgen dachten sie, es verstehe sich ganz von selbst, daß sie nun nach Hause, in die Schulferien, dürften. Kurz nach der hl.



Messe standen sie alle reisebereit vor meiner Türe. Ich bedeutete ihnen nun, die Bestimmung der Ferienzeit könne nicht von ihnen ausgehen, sondern sei Sache des Obern. Zur rechten Zeit würde schon Vakanz gegeben, aber heute hätten sie alle miteinander schön dazubleiben.

Da gab's nun lange Gesicht; sie waren enttäuscht, begannen zu streifen und keiner ging in die Schule. — Nun machte ich aber Ernst und erklärte ihnen kurz und bündig, wenn sie nicht sofort in die Schule gingen, würde ich sie samt und sonders entlassen. Wer keinen Gehorsam leisten wolle, könne gehen; wir hätten keinen von ihnen nötig.

Das war nun allerdings eine gewagte Drohung — allein, sie gaben nach und wanderten gehorsam der Schule zu. Noch an demselben Abend, kurz nach dem

Hand, setzte sich am Rande des Weges nieder und begann mächtig zu studieren. Ich aber setzte meine Wanderung ruhig fort. Nachdem ich ein gutes Stück Weges vorangekommen war, stand er auf und begann im Galopp nachzurennen, bis er mich eingeholt hatte. Dann setzte er sich wieder zum Studium nieder, um mir nach einer Weile abermals nachzurennen. Ich weiß nicht, wie oft er dieses Manöver wiederholte. Als wir dem Ziele nahe gekommen waren, meinte er doch, er wolle jetzt aufhören, weil es ihn zu sehr anstrengte.

Unwillkürlich fragte ich mich: warum studiert denn der Junge so? Und ich konnte keinen genügenden Grund finden. Er hatte doch wahrlich kein Absolutorium und kein Staatsexamen vor sich! — Doch, Gott sei Dank, dieser Lerneifer ist ein ausgezeichnetes



Triashiller Außenkation „St. Barbara“.

gemeinsamen Abendgebet, hielt ich ihnen mit wenigen Worten ihr Unrecht vor. Sie hätten damit nicht so fast mich, als vielmehr den lieben Gott beleidigt, sie sollten ihre Tat bereuen und nie mehr wiederholen. Still und aufmerksam hörten sie mir zu, und ich sah es ihnen an, daß nicht ein bißchen Trotz mehr in ihrem Herzen zurückblieb. Noch am späten Abend kam eine ganze Reihe von ihnen zu mir, um wieder „gutes Wetter“ zu machen. Sie hatten allerlei Anliegen, hatten gar viel zu reden, baten sogar aus meinem Krüge Wasser trinken zu dürfen, kurz, sie taten, als wäre zwischen uns den ganzen Tag nicht das Geringste vorgefallen. Alles war wie vergessen, — gerade wie bei Kindern.

Groß ist der Lerneifer dieser Burschen, namentlich für Englisch; mußte mich schon oft darüber wundern. So marschierte ich z. B. eines Tages zur Katedese nach „St. Cassian“, das 2½ Stunden von hier entfernt liegt. Ich hatte für den Burschen, der mich begleitete, ein englisches Buch mitgenommen. Während ich nun mein Gebet verrichtete, studierte mein schwarzer „Raphael“ aus dem englischen Buche mit einem Eifer, daß ich nur so staunen mußte. Er nahm das Buch zur

Mittel, um diesen Schwarzen auch die Wissenschaft unserer hl. Religion in möglichst gründlicher Weise beizubringen. Der hehren Himmelstochter Religion steht nichts würdiger zur Seite, als wahre Wissenschaft.

### Von den Annehmlichkeiten des Tropenlebens.

Es heißt, wer jemals in seinem Leben die Schönheit des Tropenhimmels geschaut, könne ihn in seinem ganzen Leben nicht mehr vergessen und leide an beständigem Heimweh darnach. Man spricht von der Herrlichkeit der Palmen und der tropischen Pflanzenwelt überhaupt, von ihrer Farbenpracht, dem würzigen Hauche ihrer Gärten und Felder, von der Pracht des südlichen Sternenhimmels und tausend anderen, höchst wunderbaren und seltsamen Dingen. Doch diese schöne Medaille hat auch ihre Rehrseite.

Ich will da nicht reden von der sengenden afrikanischen Gluthize, nicht vom Malariafieber, nicht von gefährlichen Raubtieren, giftigen Schlangen und wilden, räuberischen Volksstämmen, nein, ich will nur kurz erwähnen, wie peinlich und lästig oft die Vertreter der



Insektenwelt auftreten können. Es sei nur ein Fall erwähnt, der seinerzeit unserem Bruder R i v a r d in Rhodesia passierte. Doch lassen wir ihn selber reden; er schreibt:

„Auf Hartmannshill bei Salisbury gibt es eine Art Fliegen, die sich bei Nacht an den schlafenden Menschen heranschleichen, ihn, wo es ihnen gutdünkt, stechen, und sich dann wieder davonmachen. Auch ich wurde mit ihrem Besuche beehrt. Schon in Chishawasha, auf der bekannten Jesuitenfarm, verspürte ich an verschiedenen Stellen ein Stechen und Jucken, das von Tag zu Tag ärger wurde. Da und dort zeigte sich auf der Haut ein feuerroter Fleck von der Größe einer halben Mark, mit einem kleinen gelben Pünktchen in der Mitte.

Die Entzündung wurde immer größer und schmerzhafter. Als wir eine Woche später am Machetefuß auf

stünden. Ich begann an einer Stelle kräftig zu drücken um eine Eiterentleerung zu bewirken, doch zu meinem Erstaunen steckte eine Art „N a u p e“ ihr schwarzes Köpfchen in Gottes freie Natur hinein. Rasch nehme ich nun aus meinem Universal-Taschenmesser eine Nadel und Pinzette heraus und ver helfe der munteren Gefellin vollends zum freien Eintritt ins goldene Leben. Nun ging es von einer Leidensstelle zur anderen und innerhalb einer Viertelstunde hatte ich eine Kollektion von neun der niedlichsten Dingerchen! Sie waren dicht behaart, vier Millimeter dick, 15 Millimeter lang und verfügten über ganz erstaunliche Beißwerkzeuge. Die Löcher, die sie mir in den Leib gebohrt hatten, waren wie mit einem Nagelbohrer ausgeführt und nun wußte ich, woher der bohrende und stechende Schmerz gekommen war. Die kleinen Antropophagen hatten in ihrem Kämmerlein offenbar für Frühstück, Mittag- und Abend-



Kinderguppe.

der Suche nach einer Farm — unserer heutigen Missionstation Monte-Cassino — begriffen waren und nachts unser Quartier in der Blechhütte eines Storekeepers nehmen mußten, konnte ich nicht nur wegen der entsetzlichen Rattenplage kein Auge zudrücken, sondern auch wegen der bohrenden Schmerzen, die ich an den verschiedensten Stellen fühlte. Sogar das Gehen wurde mir zuletzt beschwerlich, und noch mehr das Aufstehen, wenn ich ein Viertelstündchen geruht hatte, und die roten Flecke wurden jetzt so groß wie ein alter Reichstaler. Es war, als ob abwechselungsweise, bald auf der einen Stelle, bald auf der anderen, jemand mit einer Nadel ganz bedächtig und langsam ins Fleisch hineinbohrte, nachließ und dann gehörig weiterbohrte; kurz, ich wußte nicht, wie ich mich legen und wenden sollte.

Als ich am Morgen — es war am hl. Karfreitag — während des Teetochens vor der Hütte saß, meinte ich es vor Schmerz nicht mehr länger aushalten zu können und wollte einmal gründlich nachsehen, wie denn die Sachen mit den roten Flecken und gelben Pünktchen

essen selbst gejagt und sich auf anderer Leute Kosten gütlich getan. —

Nun war, gottlob, wieder Friede im Land! Ich fühlte mich ungemein erleichtert, als ich diese Menagerie nicht mehr im lebendigen Leib tragen und zu füttern brauchte, und die zierlichen, roten Flecken waren in Wälder auch wieder verschwunden.“

Bruder R iv a r d in seinem unverwundlichen Humor fügt bei: „Vorige Woche wurden eine kleine Stunde von Umtali entfernt drei Schwarze von Löwen zerrißen. Krokodile im Fluß, Sandflöhe in der Erde, Wurmfliegen und Moskito in der Luft, während Wildschweine das Feld durchwühlten und Heuschreckenschwärme die Sonne verdunkeln. Es lebe Südafrika, es lebe das Land der Tropen! Wer sich da den Himmel nicht verdient, der ist wahrlich gar nicht wert, daß er hineinkommt!“ —



## Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

So erzählte mir die kranke Mutter, was ihr geträumt, und ich hörte ihr mit noch größerer Aufmerksamkeit zu, als wenn sie mir sonst eine Geschichte erzählte. Da sie geendet hatte, sagte ich zu ihr: „Mutter, das war sehr schön, aber schlafe wieder ein, und wenn die Taube wieder kommt, so bitte sie, daß ich auch mitfliegen darf! Ich will auch recht beten; der mir das Kräutlein gegeben und mir die Truhe geöffnet, der wird mir auch Flügel geben, daß ich mit dir fliegen kann.“

„Das wird er gewiß, liebes Elsklein, so es dir gut ist,“ sagte die Mutter, „aber wenn ich wieder einschlief und das Läublein käme wieder, und ich flöge mit ihm fort, so würdest du gewiß gern zurückbleiben beim Vater, daß er nicht allein sei.“ — Da sagte ich zu ihr: „Ja, das will ich, liebe Mutter, so du bald wiederkehrst und mir etwas mitbringst.“ — Sie aber erwiderte: „Ich werde nicht wiederkehren, doch werdet ihr mir nachfolgen, und da wird alles voll Herrlichkeit sein. Aber hörst du, Elsklein, du mußt mir den Abschied nicht schwer machen und mußt auch den Vater trösten, wenn er weinen sollte, und ihm erzählen, wie ich dir gesagt, daß ihr n a c h k o m m e n werdet. Denn das Läublein wird bald kommen; mir ist, als höre ich schon seinen Flügel Schlag.“

Da küßte ich die Mutter und sagte: „Ich will tun, liebe Mutter, wie du willst, und will dein gutes Elsklein sein; will auch den Vater trösten, so gut ich kann.“ — Da küßte sie mich wieder mit den Worten: „Gott segne dich, mein liebes, gutes Elsklein!“ Dann bat sie mich, ihr das Lied von der Taube zu sagen, das sie mich gelehrt. Da sprach ich:

„Hör', liebe Seel', wer ruft dir?  
Dein Jesus aus der Höhe:  
Komm, meine Taube, komm zu mir!  
Den Ruf ich wohl verstehe.“

Wenn ich soll deine Taube sein,  
Mußt du mir Flügel geben,  
Die wasch' in deinem Blute rein,  
Dann werd' ich glaubend schweben.

Du rufest mir, Wie arm ich bin,  
Darf ich doch zu dir kommen.  
Die Mängel hat dein treuer Sinn  
Ja all' von mir genommen.

Sag', Herr, wird auch ein Nestlein sein  
Für mich bei dir gefunden? —  
Ja, meine Taube, komm herein,  
Wohn' hier in meinen Wunden!“ —

Mein Jesus, ach, was willst du mir  
In deinen Wunden geben? —  
„Durch meine Wunden, sag' ich dir,  
Fliegst sterbend du zum Leben.“ —

Wohlan, es zielt des Todes Pfeil,  
Er wird mich nicht verderben.  
Zu deinen Wunden, Herr, ich eil',  
Da werd' ich's Leben erben! —

Da ich der Mutter das Lied hergesagt, war sie leise wieder eingeschlummert. Der Tag brach an, und ich nahm ein Zweiglein vom Rosmarinstock, der bei ihrem Lager stand und gab es ihr zu dem Kreuze in ihre gefalteten Hände. Da flog auch die Turteltaube, welche bei unserm Hause nistete, an das Fenster und pickte daran und rief: „Rudud“. Sie tat es sonst alle Morgen, denn ich streute ihr Futter dahin; aber heute hatte ich nicht den Mut, es zu tun und dachte: „Ach, da komm

die Taube schon, welche die Mutter mitnehmen will! Doch ich will ihr den Abschied nicht schwer machen.“

So stand ich leise, leise von der Seite der Mutter auf und ging hinaus und kniete an dem Bächlein ins Gras und betete für sie. Da hörte ich ein Glöcklein im Walde und sah bald meinen Vater kommen; der trug eine Leuchte, und zwei Ordensherren gingen mit ihm; deren einer trug das hochwürdige Gut, und der andere das heilige Del. Ihnen folgten einige fromme Männer und Frauen, die stille beteten. — Da lief ich meinem Vater entgegen und sprach: „Herzvater, die Himmels-



Ein in Kreuzform gewachsener Baum.

Dieser eigenartige Baum, wovon ein Abzweig die Form eines Kreuzes bildet, befindet sich im Garten des Pfarrers St. Paul les Beaulvais in Frankreich. Der Baum ist ca. 300 Jahre alt und ist im Besitz der Kirche gewesen, die natürlich diese Kreuzform nach Möglichkeit gepflegt hat.

taube ist schon da, welche die Mutter abholen will! Wir dürfen aber nicht gleich mit; ich habe es ihr versprochen, bei dir zu bleiben und dich zu trösten, bis wir nachkommen in die Herrlichkeit!“ — Mein Vater verstand mich wohl und trat mit den Geistlichen in die Hütte; ich aber blieb draußen und betete mit den Begleitern.

Hernach kam die Edelfrau von der Laurenburg mit ihrem Söhnlein, dem Junker Jörg, über die Lahn zur Hirzentreu, wie sie den Abend vorher mir versprochen, und derselbe alte Diener war wieder bei ihnen. Die Edelfrau ging zu meiner Mutter hinein; der Junker aber blieb bei mir, und wir spielten im Gras an der Quelle. Er fragte mich auch nach dem Rosmarin, den er mir gegeben für meine Mutter. Da erzählte ich ihm von der Taube und von allem.

Nach einiger Zeit aber trat die Edelfrau heraus und nahm mich mit in die Hütte. Da lag meine Mutter ganz still, und der Vater kniete an ihrem Bett und weinte. Als ich zu ihm trat, hob er mich zur Mutter und sprach: „Agnes, segne das Elsklein, ehe du scheidest,“



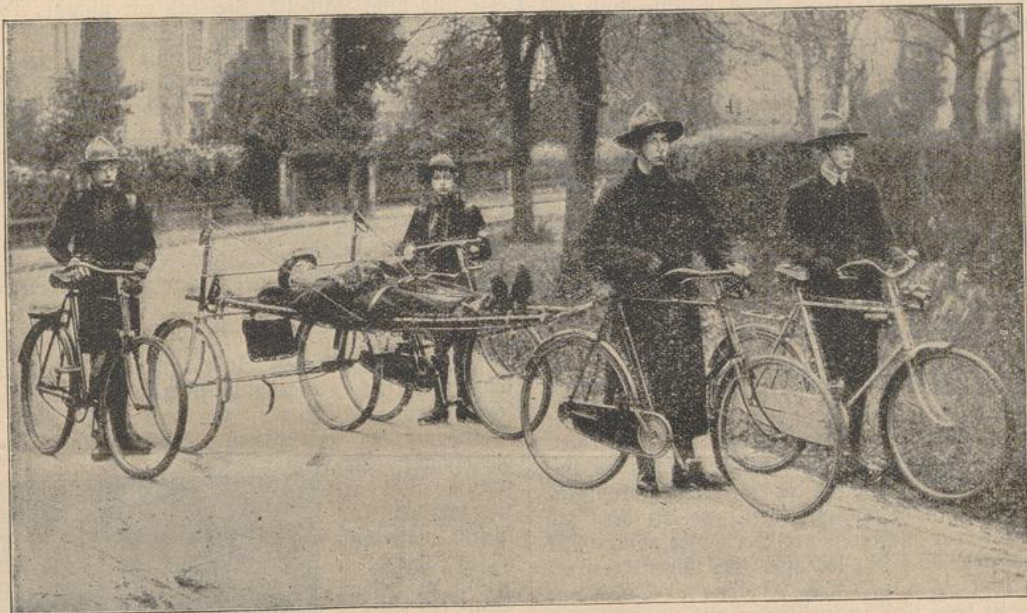
und er legte der Mutter Hand auf mein Haupt. Die Mutter aber sagte: „Gott segne dich, mein Kind! Tröste den Vater, bis ihr nachkommt. Elsiein, ich fliege schon!“ — Da sah sie mich mit unaussprechlicher Liebe an und wendete dann den Blick zum Himmel. Ich sprach: „Geleit' dich Gott, lieb' Mutter!“ und weinte laut.

Da trug mich die Edelfrau hinaus zu ihrem Söhnlein. Dem erzählte ich alles; und da ein paar Tauben hinüber zur Laurenburg flogen, streckten wir beide kindisch die Hände aus und riefen: „Da fliegen sie, da fliegen sie! Geleit' dich Gott, herzliche Mutter!“ —

Hernach nahm mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg, und ich blieb bis zum anderen Tag dort, da die Mutter schon im Kloster Arnstein begraben war.

mit ihrem Sohne Johann zurück, der sollte ihr von dem Wesen des Grafen von Nassau erzählen.

Wir fanden aber meinen Vater mit dem Laurenburger Knecht vor der Türe sitzend in stillem Gespräch. Als der Diener seinen Herrn herankommen sah, der mich auf dem Arm den steilen Pfad herauftrug, stand er auf und trat beiseite. Mein Vater aber lief mir entgegen, nahm mich von des Ritters Arm und herzte mich unter Tränen. Da sprach ihm der Laurenburger ehrlich zu und tröstete ihn, so gut er es vermochte, setzte sich auch zu ihm auf die Bank und erzählte ihm von des Nassauers Gunsten zu ihm; und so sprachen sie mancherlei, nicht als ein Ritter zu einem Knecht, sondern als gute Nachbarn und Freunde, denn das Unglück macht Gefellen. Es war aber dem Laurenburger auch seine



Ein neuer Krankenwagen.

Der alte Knecht aber war bei meinem Vater geblieben und besorgte die Hirzentreu, als der Vater einen ganzen Tag im Kloster Arnstein blieb, des Trostes der geistlichen Herren zu genießen.

Die Edelfrau ist auch mit zu Grabe gewesen, und da sie heimkehrte, brachte sie ihren Herrn, den Ritter von der Laurenburg, und ihren älteren Sohn Johann mit. Beide waren beim Grafen von Nassau gewesen, der des Johann Tauspate war, und die Frau war ihnen auf der Heimkehr begegnet. Der Ritter war mir freundlich und gab mir Wecken von des Grafen von Nassau Tisch; und da seine Hausfrau ihm den frommen Tod meiner Mutter erzählte, trug er großes Mitleiden mit meinem Vater und sprach: „Heute noch hat Graf Johann von Nassau bei Tisch von dem frommen Falkenmeister gesprochen und seiner vor allen seinen Dienern in Ehren gedacht! Ich habe ihm auch versprochen müssen, den Vogler von ihm zu grüßen, und er will ihm nächstens einen kranken Falken schicken, daß er ihn pflege. Komm, Elsiein,“ sagte der Ritter dann zu mir, „ich will dich selbst zu deinem Vater bringen! Es ist noch hoch am Tage, und mag er wohl des Trostes bedürfen!“

Da brachte mich der Ritter zur Hirzentreu, und Junker Jörg ging wieder mit. Die Edelfrau aber blieb

erste Hausfrau samt dem Kindlein im Wochenbette gestorben; deren gedachte er mit vieler Liebe. Unter solchem Gespräch stand ich zwischen meines Vaters Knieen und Junker Jörg war neben seinem Vater, dem Laurenburger, und spiegelten wir uns in dessen blankem Brustharnisch und lachten, weil er, hohl geschliffen, unsere Gesichter auf mancherlei Weise entstellte.

Dann sagte der Vater mir ins Ohr, ich möge den Wein und die Würze von der Mutter Tischlein bringen. Da ging ich zur Stube; aber die war ganz anders geworden. Wo das Bett gestanden, stand nun der Bettschemel und das Altärlein; auch hing ein neues Muttergottesbild an der Wand und an demselben war der Mutter und des Vaters Brautfränzlein. Ihre Spindel aber stand vor meinem Bänkchen; und war alles gar verändert. — Das hatte meinem Vater der gute alte Laurenburger Knecht so geordnet, daß er seines Leibes desto eher vergessen und ein neues Leben anfangen möge.

Nachdem ich mich genugsam über alles gewundert, nahm ich den Wein und die Würze, was von dem Geschenk der Laurenburgerin noch übrig war, und brachte es dem Vater hinaus. Der reichte den Krug dem Ritter. Da trank der Herr, und mußte ihm der Vater Beiseid tun. Auch sagte der Ritter: „Das ist ein köstlicher



Wein, den man wohl dem Kaiser bieten dürfte! Ihr habt ihn wohl aus meinem Klosterkeller? Einem Edelmann wächst solcher Wein nicht um die Lanze; der schmeckt nach dem Krummstab."

Mein Vater lächelte und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr habt von dem Euren getrunken! Aber er hat auf einem milden Fasse gelegen; denn Eure liebe Frau Judith hat diesen Trunk meiner seligen Agnes zur Labung gebracht; und wenn er Euch hier besser schmeckt als wie zu Haus, so ist's, weil Ihr Gottes Segen schmecket!"

Da trank der Laurenburger noch einmal und sprach: „Wahrhaftig, in Gottes Segen soll man den Wein legen, in Gottes Segen soll man des Weines pflegen, in Gottes Segen gedeiht der Wein auf allen Wegen! Das Faß, aus dem Frau Judith diesen Krug gefüllt, muß mir ebenjogut werden. Ihr müßt mir wohl erlauben, daß ich es mit Euch hier oben austrinke, Kilian, da es mir so wohl bei Euch geschmeckt!"

Da dankte mein Vater dem Ritter herzlich und sprach: „So Ihr einen armen Mann nicht verschmähet, will ich Euren Zuspruch hoch in Ehren halten; aber Ihr müßt mir dann auch von meiner Wasserquelle hier trinken. Da fließet auch Gottes Segen darin!"

Nun schied der Ritter freundlich von uns mit den Seinen. Ich aber ging mit dem Vater in unser einsames Häuslein, worin die Witter nicht mehr war.

(Fortsetzung folgt.)

### Was man erlebt, wenn man reist.

Ein Trierisches Blatt erzählt: Es war auf einer Reise zwischen Trier und Saarbrücken. Man unterhielt sich im Kreise der Herren, die im Kupee saßen, recht gut. Auf einer Zwischenstation, auf der eine Seitenstation einmündete, stieg eine Dame mit ihren zwei Kindern ins Kupee. Sie war mehreren der Herren bekannt. Die Begrüßung war eine sehr lebhaft. Es kamen die Fragen nach dem „Woher?“ und „Wohin?“. Die Dame erwiderte, sie habe ihre beiden Kinder aus einem klösterlichen Pensionat, wo sie zur Zeit seien, abgeholt. „Wie kann man nur in der heutigen fortgeschrittenen Zeit seine Kinder noch einem Kloster zur Erziehung übergeben?“ — meinte der eine der Herren. „Ueber die Periode der mittelalterlichen Verdummung sollten wir doch alle hinaus sein. Klösterliche Institute sind ja samt und sonders nichts als Stätten bigotter Verdummung.“

Ein peinliches Schweigen folgte auf diese durch nichts veranlaßte Äußerung echt moderner Rücksichtslosigkeit; auch die apostrophierte Dame fand nicht gleich die richtige Antwort. Da griff einer der Herren, der israelitischen Glaubens war, in die Situation ein. „Sie gestatten mir, dem bei solchem Streit unbeteiligten Israeliten, wohl eine Bemerkung! Ich wundere mich darüber, daß Sie als Katholik über die Einrichtung Ihrer Kirche (und das sind die Klöster doch) sich in so absprechender Weise äußern. Ich muß gestehen, ich bin überrascht davon.“ — „Erlauben Sie gefälligst“, war die Antwort, „Sie sagten vorhin ganz richtig, daß Sie als Israelit Unbeteiligter seien. Diese ganze Sache dürfte Sie also wohl nichts angehen.“

„Gewiß bin ich Unbeteiligter. Aber wenn Sie hier, ohne von jemanden provoziert zu sein, in unserer Gegenwart solche Äußerungen, die jene Dame verlegen müssen, tun, so darf ich, dessen Ohren das ja auch hören mußten, mir die Freiheit nehmen, Ihnen meine Ver-

wunderung auszudrücken. Ich wiederhole es. Sie sind Katholik, und Sie haben in einer mir, dem Israeliten, unverständlichen Weise sich über eine Einrichtung Ihrer Religion, Ihrer Kirche hier im Eisenbahnkupee ganz ohne Not in der abfälligsten und absprechendsten Weise geäußert. Ich gestehe Ihnen nochmals, daß ich der Israelit, es nicht begreife, wie man gegenüber seiner Religion so handeln kann.“ Der andere lachte verlegen und mit verlegenem Lachen meinte er: „Das ist doch merkwürdig! Das ist ja gerade, als ob die Rollen vertauscht wären, als ob Sie der Katholik und ich der Israelit wäre.“

„Doch nicht“, war die Antwort, „es sind keine Rollen vertauscht. Ich bin der Israelit und bleibe der Israelit, auch bei dem, was ich Ihnen zu sagen mir die Freiheit nahm. Sie aber, mein Herr, ich will es Ihnen sagen, Sie sind nicht Katholik, Sie sind gar nichts! Ich bin Israelit, aber Sie sind gar nichts!“

Damit endete die Unterhaltung; der israelitische Herr (er ist ein Trierer) hatte den stillen Beifall der anderen auf seiner Seite; jener andere fühlte das recht gut, und auf der nächsten Station zog er es vor, nach seinem Hut zu greifen und unter irgend einem Vorwande das Kupee zu verlassen. Er vertauschte es mit einem anderen.

So tatsächlich geschehen vor nicht allzulanger Zeit zwischen Saarbrücken und Trier. — Wenn doch nur alle gläubigen Christen so viel Courage im Leibe hätten, wie dieser Jude!

Schon seit vielen Jahren wurden von Fachleuten Versuche angestellt, Petroleum in haltbare feste Form zu bringen, um auf diese Weise den Transport zu erleichtern. Bisher aber konnten

brauchbare Resultate nicht erzielt werden. Nun scheint man auch dieses Problem gelöst zu haben. Denn seit einigen Tagen erscheint festes Petroleum in der Form einer gallertartigen Masse auf dem englischen Markt. Es soll sich bereits sehr gut bewährt haben, da es nicht explosiv, außerordentlich leicht ist und viel weniger Raum beim Transport einnimmt, als das flüssige Petroleum.



Petroleum in fester Form.

Neuerdings ist es gelungen, Petroleum in fester Form herzustellen, wie es auf den englischen Markt kommt.

Raffiniert. Frau: „Ich schenke meinem Manne hundert Zigarren zum Geburtstag.“ — Nachbarin: „So? Was haben Sie denn dafür bezahlt?“ — Frau: „Nichts! Schon seit einiger Zeit nehme ich ihm täglich eine oder zwei Zigarren aus der Kiste. Er hat nie etwas davon gemerkt. Und jetzt wird er sich über meine Aufmerksamkeit so freuen, daß er mir sicherlich auch mal was Hübsches mitbringt.“



# St. Josephsgärtchen.

## Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

Derehrwürdige Diener Johann Gabriel Perbohre.

Diese fromme Priester und Missionär wurde im Jahre 1802 in einem kleinen Dörfchen Frankreichs geboren. Seine Eltern, einfache Landleute, erzogen ihn nur für Gott. Weil er die im Gotteshause gehörten Predigten so schön nacherzählen konnte, bestimmten ihn seine Eltern zum Priesterstande, wozu der brave Knabe selbst die größte Zuneigung hatte. Während seiner ganzen Studienzeit bewahrte er seine Taufschuld, so daß er mit den schönsten Tugenden geschmückt vor den Bischof hintreten konnte, um sich die hl. Priesterweihe erteilen zu lassen.

Schon längere Zeit hegte er das Verlangen, als Missionär nach China geschickt zu werden, um dort den Heiden das Wort Gottes zu verkünden. Sein Wunsch ward erfüllt; 33 Jahre alt reiste er nach China ab. Unter unzähligen Mühen und Gefahren war er nun damit beschäftigt, möglichst viele Seelen für den Himmel zu gewinnen durch Predigt, Gebet und sein eigenes gutes Beispiel. Durch die Betrachtung des Leidens Jesu wuchs seine Liebe zum Leiden und wurde sein Herz von dem Verlangen, ein Märtyrer zu werden, mächtig entzündet. Wunderbare Gnaden für seine Missionsarbeiten erhielt er durch seine Andacht zum allerheiligsten Sakramente des Altares, zur allerseeligsten Jungfrau Maria und zum hl. Joseph.

Zu letzterem Heiligen hatte er von Jugend auf die größte Verehrung und ein unbegrenztes Vertrauen. Namentlich bewunderte er an ihm seine Ergebung in Gottes heiligen Willen, seine Liebe zum Stillschweigen, zur Zurückgezogenheit und zum verborgenen Leben, und bemühte sich, diese Tugenden nach Kräften nachzuahmen. Wo er nur konnte, empfahl er die Andacht zum hl. Joseph auch andern.

Sein Vertrauen auf die Hilfe des hl. Joseph blieb nicht unbefolgt. Nachdem er fünf Jahre unermüdetlich am Heile der Seelen gearbeitet hatte, wurde er ergriffen, in Ketten geworfen und vom Mandarin zum Tode verurteilt. Mit Freuden sah der große Missionär sein heißes Verlangen, ein Märtyrer zu werden, erfüllt. Er wurde an ein Kreuz gebunden und von einem Schergen grausam erwürgt. Nach seinem Tode staunte jedermann über die übernatürliche Schönheit und Anmut, die über seinen ganzen Leib ausgegossen war. Der Mund war geschlossen, die Augen bescheiden gesenkt und die Gesichtsfarbe frisch, wie die eines Lebenden. Sein heiliger Tod erfolgte am 11. September 1840.

## Eine wahre St. Josephs-Geschichte.

In den achtziger Jahren lebte in Tirol ein geistlicher Herr als Frühmesser, der den hl. Joseph außerordentlich in Ehren hielt und wahrhaft kindlich verehrte. Jeden Abend pflegte er nach dem Rosenkranz die Litanei vom hl. Joseph zu beten, und gab es irgendwo ein Anliegen oder eine schwere Not, so ermunterte er zur Verehrung und zum Vertrauen auf den hl. Joseph; drückte ihn aber

selbst irgendwo etwas, so ließ er es sich nicht zweimal sagen: „Geht zu Joseph!“ Er hatte sich sogar den Namen Joseph zu seinem Taufnamen beigelegt und sich ihm ganz und gar geweiht.

Da entschloß er sich, um eine kleine Pfarrei anzuhalten und schickte an hoher geistlicher Stelle seine sehr guten Zeugnisse ein; auch empfahl er die ganze Angelegenheit dem hl. Joseph, wie es seine Gewohnheit war. Wirklich! — es wurde ihm die Pfarrei verliehen. Voll Freude machte er sich auf den Weg zur sogenannten „Brautschau“, das heißt, seine neue ihm angetraute Pfarrei zu besichtigen. Aber, wie war er enttäuscht, als er zum erstenmal das Gotteshaus erblickte! Fast wäre er verunglückt, als er zur Tür eintrat; denn der hölzerne Fußboden zeigte gewaltige Gruben und Löcher. Und welch ein Anblick! Alles in vernachlässigtem Zustande; Schmutz und Staub, Elend und Armut schienen Kirchenpatron zu sein. Die Betsühle wackelten und drohten umzustürzen, wenn man es wagte, sich ihnen auch nur zu nähern. Die Altäre schienen mit Spinnweben an die Wand angehängt zu sein, die Heiligenstatuen voll Staub und Ruß, die Vergoldungen kaum mehr erkenntlich unter der Menge der Wackstropfen. Wehmütig blickte das altehrwürdige Muttergottesbild auf ihn nieder, als wollte es sagen: „Schau, in welcher armeliger Hütte ich wohnen muß!“ An den Seitenwänden tropfte das Wasser herab, die Tünche derselben war unter dem Schimmel nicht mehr erkenntlich.

Jetzt tritt er in die Sakristei. O weh! Auch da sieht es böß aus! in allen Ecken und Enden Staub und Unrat; in Kästen und Schränken war der Boden ausgefault, und große Schwämme mit übletem Modergeruch wuchsen überall üppig heraus. Und erst die Paramente! Der Rauchmantel fadenscheinig, um nicht zu sagen, zerrissen und zerlumpt. Von den Messkleidern sind nur eins oder zwei ganz, Kirchenwäsche ist fast gar keine vorhanden. Die Kelche sind abgenützt und schmutzig, die Leuchter mit Bändern zusammengebunden; durch die zerbrochenen Kirchenfenster fliegen die Schwalben ein und aus, das Dach ist schadhaft, so daß bei Regenwetter das Wasser infleinen Nischen durchs Gewölbe sickert usw.

Mit Grauen betritt er den Pfarrhof. An Einrichtungsgegenständen ist nichts da, als eine Bank, ein kleiner Tisch für die Küche und der Archivkasten; sonst nur die nackten, feuchten Wände. Der Ofen raucht, wenn man ihn heizt; wenn es regnet, fließt bei der hinteren Haustür das Regenwasser herein und bis in den Keller hinunter. — Horch! Da schlägt es vom Kirchturm 12 Uhr! Aber, was ist das für ein Ton? Das klingt ja wie eine durchlöcherter Küchenpfanne! Daß Gott erbarm, das geht noch ab; die große Glocke hat einen Sprung. Er fragt den Provisor: „Wie viel ist den Kirchengemeinde wohlhabend?“ „Fast nichts.“ „Sind die Leute in dieser Gemeinde wohlhabend?“ „Sie sind alle sozusagen arm,“ lautete die Antwort. — Jetzt ließ der gute Herr den Kopf hängen und starrte in den Boden hinein, als überlegte er: „Soll ich meine Eingabe zurücknehmen, oder es doch versuchen mit Hilfe des hl. Joseph diese Pfarrei wieder herzustellen?“

Er ging durchs stille Tal hinaus und sah nicht, wie die goldene Sonne Berge und Fluren verklärte, er hörte nicht der Vögel lieblichen Sang noch des munteren



Baches Rauschen; er war nur in den einen Gedanken vertieft, was er jetzt tun solle. Aber auch dieses Mal empfahl er sich seinem erprobten Ratgeber und Helfer, dem hl. Joseph. Mit diesen Gedanken legte er sich zur Ruh, und als ihn am anderen Morgen die Sonne begrüßte, war sein erster Gedanke: „Ich will es versuchen mit Hilfe des hl. Joseph.“ Und siehe da! sein Vertrauen ward nicht zu Schanden.

Am Bartholomäustage trat er in seiner Gemeinde ein. Sofort entwarf er einen Plan zu einer gründlichen Renovation der Kirche. In einer Predigt, in der man die Wärme seiner Worte fühlte, stellte er der Gemeinde den traurigen Zustand der Kirche vor Augen und bat sie, ihr Möglichstes beizutragen zur Renovation. Das erste war ein neuer Fußboden. „Es fehlen noch so und so viele Bretter“, lautete von jetzt an gewöhnlich der Schluß der Sonntagspredigt. Die Bauern, obwohl selbst arm, brachten sie ihm gerne, denn sie sahen den Eifer und Fleiß des Hochw. Herrn, wie er selbst überall Hand an's Werk legte, nicht bloß als Maurer, Zimmermann, Tischler, Anstreicher und Maler, sondern auch als Paramentenschneider. Alte Meßkleider wurden zertrennt, die noch brauchbaren Stücke gewaschen, gefärbt und gebügelt und zu sogenannten „neuen“ zusammengestellt, so daß sie wieder rein und ganz waren. Am Vorabend des St. Josephifestes legte der Herr Pfarrer alles, was noch an unbrauchbaren Paramenten in der Sakristei vorhanden war, auf den Altar des hl. Joseph, indem er wehmütig zu ihm ausblickend sagte: „Hl. Joseph, wir brauchen Besseres; bitte, Sorge du dafür!“ Er selbst aber blieb täglich, wohl oft über eine Stunde lang vor dem Allerheiligsten knien und betete. So manche Leute gingen verwundert zum Josephi-Altar und untersuchten diese sprechenden Armuts-Zeugnisse, was sie zu bedeuten hätten. Da kam am Josephi-Tag eine herrliche Predigt über die Macht der Fürbitte dieses großen Heiligen, mit der Aufmunterung: „Geht zu Joseph!“ Zum Schlusse sagte er, er habe selbst mit gutem Beispiele vorangehen wollen und auch zum hl. Joseph seine Zuflucht genommen. Und siehe! Nach beendigtem Gottesdienste kamen viele Leute in den Pfarrhof, der eine spendete einen Gulden, der andere zwei, ein anderer zehn, und so ging es fort, bis eine hübsche Summe beisammen war. Im nächsten Jahr strahlte schon am Josephitage vom Hochaltar der neue Goldornat; aber auch die ganze Kirche war innerhalb vier Jahren innen und außen vollständig erneut. Der Fußboden war stets so weiß und blank, daß die Bauern sagten: „Man könnte darauf Knödel essen, ohne sich den Appetit zu verderben.“ Die ganze Kirche war so nett, sauber und freundlich, daß die Leute viel lieber und fleißiger zur Kirche und den hl. Sakramenten kamen, als früher. Und als die alte Leitnerin — sie war gerade beim Rühmelen, — die neuen Glocken ertönen hörte, mußte sie weinen vor Freude, es kam ihr vor, wie himmlischer Gesang. „Woher haben Sie denn soviel Geld, Herr Pfarrer, daß Sie das alles machen konnten?“

fragte sie; und er antwortete: „Das hat alles der hl. Joseph zuwege gebracht.“

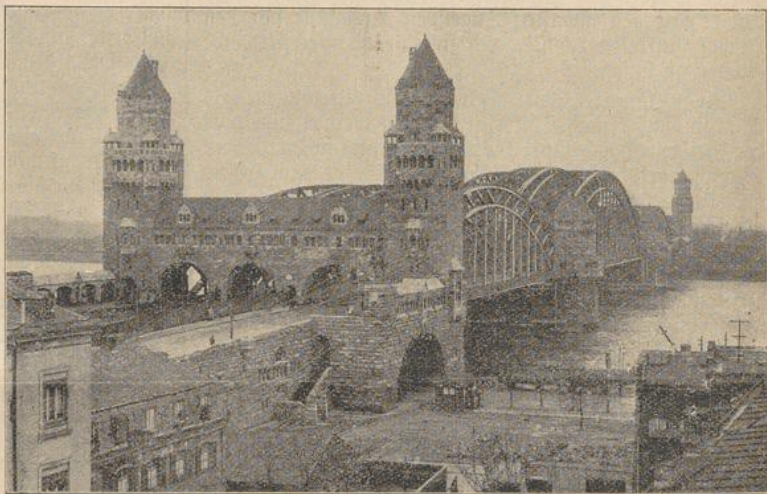
P. Virgil Waß, O. C.

## Far-View.

Von Dr. Maximilian Frühwirth, R. M. M.

Was bedeutet denn dieser kuriose Namen? Far-View (sprich: Far-Wiu) heißt auf deutsch: „Fern-Sicht“ und ist seit Ende vorigen Jahres eine Filiale unserer Missionsstation Mariazell, wovon es in nordöstlicher Richtung etwa 25 engl. Meilen oder vier Reistunden entfernt ist.

Woher der englische Name „Far-View“? Wäre nicht ein deutscher oder bairischer Name besser am Platze gewesen? — Nun, den Namen wählten nicht die Mariannhiller Missionäre, er wurde vielmehr der ge-



Die neue Hohenzollernbrücke zu Köln am Rhein.

Die neue monumentale Brücke wird in nächster Zeit im Beisein des Kaisers feierlichst eingeweiht werden. Auf der Brücke selbst steht (links auf unserem Bilde) das Denkmal Kaiser Wilhelm II., das vor kurzem bereits enthüllt wurde. Die Brücke gewährt einen gewaltigen und architektonisch guten Eindruck, da sie eine mächtige Breite besitzt und durch ihre Torbogen auch eine prächtige Wirkung bietet.

nannten Niederlassung von seinem Gründer, einem englischen Storekeeper gegeben und paßte recht gut für jenen Platz; genießt man doch von seinen stolzen Höhen aus weit in die Lande hinein eine herrliche Aussicht. Der erwähnte Engländer machte hier mit seinem Store (Kaufladen) gute Geschäfte, führte aus Bruchsteinen verschiedene massive Gebäude auf, legte Gärten und Waldungen an und gründete so in der afrikanischen Wildnis ein schönes, trautes Heim. Seine Nachfolger dagegen hatten weniger Glück oder Geschick; die Anlagen und Gärten kamen immer mehr in Verfall, das Gut selbst wanderte von einer Hand in die andere, bis es schließlich im Oktober 1910 von der Mariannhiller Mission käuflich erworben wurde. Möge es nun unter Gottes Segen neu aufblühen, und als Missionsstation eine wahre Segensquelle werden für die ganze, weite Umgegend!

Nach diesen einleitenden Bemerkungen erlaube ich mir, unsere geehrten Leser und Leserinnen einzuladen, im Geiste an der schönen Eröffnungsfeier der dortigen Mission teilzunehmen, die unser Superior, der hochw. P. Canisius Pfingstmann, auf den 1. Januar 1911 festgesetzt hatte.



Am genannten Neujahrsmorgen hatte unser Stallmeister, der gute Bruder Andreas, vollauf zu tun, um die nötigen Pferde zu besorgen, denn die einen unserer Brüder und Schwestern fuhren auf zwei kleinen Wagen zum Feste, die anderen, zu welchen auch meine Wenigkeit gehörte, ritten zu Pferd. Ich bekam ein munteres, sammetischwarzes Köhlein mit weißer Blesse an der Stirn, das vorzüglich lief. Bruder Firmus, unser Stationschaffner, nahm mit Bruder Andreas in einem sogenannten Spieter Platz, während ein zweites ähnliches Gefährt, in dem zwei Missionschwestern fuhren, von einem Schwarzen kutschiert wurde. Die wackeren Pferde griffen mutig aus, und so ging es wie im Flug durch die frische Morgenluft dahin.

Etwa eine Stunde Wegs mochten wir zurückgelegt haben, als sich in dem Schwesternwägelchen plötzlich der sog. Reißnagel, der das Vordergestell zusammenhält, löste und verloren ging. Was nun? Man flocht an der schadhafsten Stelle einen Riemen ein, allein damit konnte man höchstens schön langsam und bedächtig wieder nach Hause zurückfahren, nicht aber nach dem noch über zwanzig englische Meilen entfernten Far-Vieu, zumal bei den schlechten Wegen, mit denen man hierzulande zu rechnen hat. Da gab's nun lange Gesichter. Besonders leid tat es uns um die arme Küchenschwester. Seit Jahr und Tag war sie hinter den heißen Töpfen und Kesseln in der dunstigen Küche gestanden, endlich hatte sie einmal einen freien Tag bekommen, an dem sie sich in der frischen Luft erholen und mitten unter dem schwarzen Völkchen an einer seltenen Feier teilnehmen konnte. — und nun war plötzlich mitten auf dem Weg der ganze schöne Plan zu Wasser geworden! — Da erwies sich als Helfer in der Not unser guter Bruder Stallmeister. In generöser Weise verzichtete er auf die Teilnahme am schönen Feste, überließ seinen Platz auf dem ersten Spieter der Küchenschwester und trat gelassen den Rückweg nach Mariazell an.

Nach diesem kleinen Zwischenfall ging es wieder flott voran über Berg und Tal, durch grüne Maisfelder und saftige Wiesengründe mit mancherlei Herden von Rindern, Ziegen, Schafen und Pferden; denn wir standen gerade mitten im Hochsommer, und die schreckliche Seuche der Zedenpest, die unter den Rindern so verheerend auftritt, ist gottlob noch nicht hierher gedrungen, obgleich sie übrigens die Grenze zwischen Natal und der Kapkolonie bereits überschritten hat. Bald stießen wir auch auf Gruppen buntgekleideter Burschen und Kaffernmädchen. Sie kamen wie aus einem Versteck aus ihren Hütten heraus, die zum Teil mitten zwischen kolossale Felsblöcke hineingebaut sind, so daß man auf die Ferne Hütte und Berg kaum unterscheiden kann. Unter fröhlichem Singen und Jauchzen wanderte das junge Volk dem Festplatz zu.

Inzwischen war die frische Morgenkühle einem heißen Sommertage gewichen. Gegen 9 Uhr brannte die afrikanische Sonne schon so unbarmherzig auf uns herab,

daß mich die Augen empfindlich schmerzten und ich die Schutzbrille aufsetzen mußte. Die Pferde waren in Schweiß gebadet, und so fragte ich den Bruder Firmus, ob wir nicht bald am Ziele wären? Er wies nach einem kleinen Wäldchen, das in mäßiger Entfernung auf der gegenüber liegenden Höhe zu sehen war. In einem halben Stündchen waren wir dort.

Das war also „Far-Vieu“. Fürwahr, ein herrliches Plätzchen, wie geschaffen für eine Mission! Denn rings herum wohnen in der Lokation, d. h. in dem von der Regierung den Schwarzen reservierten Land, eine Menge Kaffern. Wohlgemut zogen wir auf der schönen Straße, die auf beiden Seiten mit schlanken, turmhohen Eufalyptusbäumen bepflanzt ist, in unsere neue Station ein. Wir fanden ein solides, mit einer Veranda umgebenes Wohnhaus, einen Garten, ein Wäldchen, einen Teich usw. Waren die verschiedenen Anlagen auch etwas in Verfall, so entmutigte uns das keineswegs; denn diesem



Das Raillophone,

eine Erfindung, um von einem fahrenden Zuge aus telefonieren zu können.

Nebelstände kann von fleißigen Brüder- und Schwesternhänden bald abgeholfen werden. Außer dem Wohnhaus fanden wir ein zweites geräumiges Gebäude, das nun als Kirche dienen soll; ein drittes wird in Bälde zu einer Schule umgewandelt werden.

P. Superior war schon in voller Tätigkeit; denn an jenem Tage wurden 20 Personen getauft und 40 ins Katechumenat aufgenommen. Gegen 10 Uhr kamen die hohen Festgäste an, nämlich Herr Barry, der Magistrat von Mount-Fletcher, mit seiner Frau und den beiden Töchtern, und Dr. Ricono, ein Italiener von Geburt, nebst einigen andern. Dr. Ricono, Distriktsarzt vom benachbarten englischen Flecken Mount-Fletcher, ist nebst seiner Familie Katholik, während die übrigen der Mehrzahl nach zur anglikanischen Hochkirche gehören. Von den Schwestern aber war eine Unmasse Volkes, wohl 1300—1500, zugegen. Da gab es Basutos, Bondos und Zulus in den buntesten Kleidern und mannigfachsten Trachten; denn die einen waren schon europäisch gekleidet, während die anderen noch ihre Wolldecken mit dem bekannten Perlenschmuck trugen.

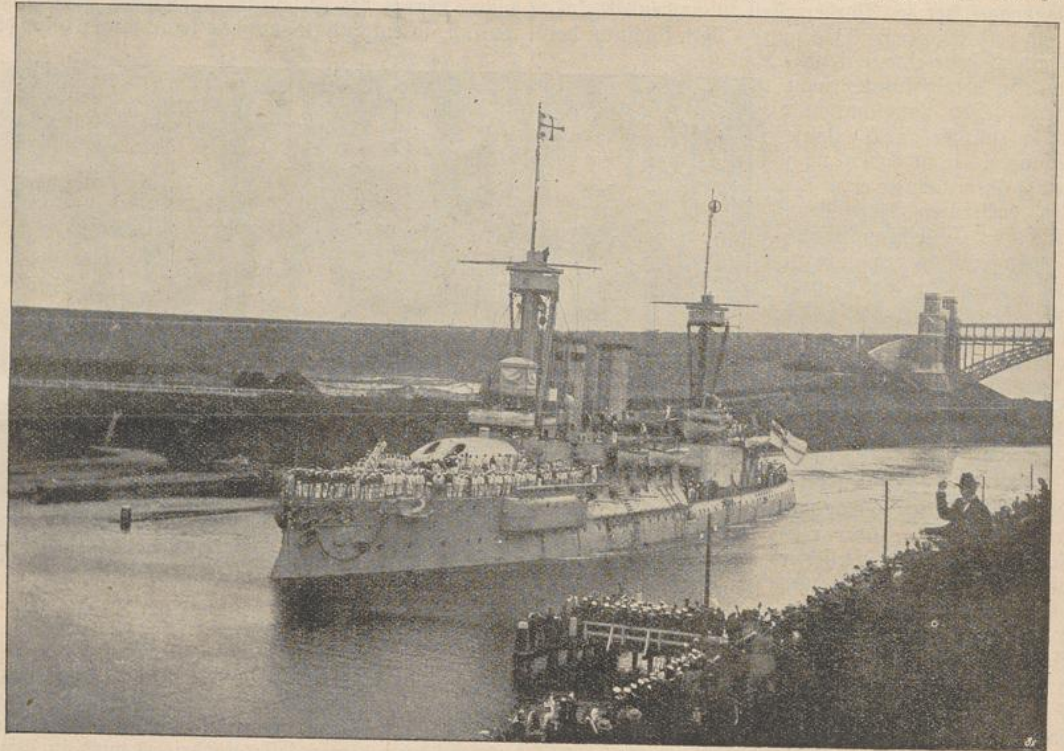
Um 11 Uhr erschien P. Superior, mit den kirchlichen Paramenten angetan und die schwarzen Ministranten



an der Seite, vor der verschlossenen Kirchentüre und richtete in Englisch eine kurze Ansprache an den Magistrat und die übrigen Gäste, worin er seiner Freude über deren Anwesenheit Ausdruck gab und zuletzt den Magistrat ersuchte, persönlich die Kirche zu öffnen. Letzterer nahm hierauf ebenfalls das Wort und betonte, mit welcher Freude er der Einladung zum heutigen schönen Fest nachgekommen sei. Er sei stolz auf die Ehre, die man ihm erwiesen, er wisse recht wohl, wie viel Gutes die Mariannhiller Missionäre den schwarzen Eingebornen schon erwiesen hätten. Noch nie habe er in seinem Distrikt eine solche Menge Volkes beisammen gesehen und er hoffe, daß Far-Vieu ein Zentralpunkt sein werde für die Schule und die Mission. Obschon nicht unseres Glaubens, wolle er uns doch jederzeit behilflich sein, soweit es nur in seiner Machtbefugnis stände.

Nach der Messe hielt P. Superior noch eine zweite Ansprache an das Volk, worin er die Feier des Tages erklärte und alle aufforderte, regelmäßig dem sonntägigen Gottesdienste beizuwohnen. Solange kein eigener Priester für Far-Vieu zur Verfügung steht, wird allerdings nur jeden zweiten Sonntag daselbst eine heilige Messe gelesen werden, an den übrigen Sonntagen müssen sich die Leute mit einer von Bruder Johannes gehaltenen Katechese begnügen.

Nach einer kleinen Pause war sakramentaler Segen, dann folgte ein bescheidenes Mittagmahl. Die Weißen — 26 an der Zahl, — setzten sich, obschon aus Welt- und Ordensleuten gemischt, an den gemeinsamen Tisch, die Schwarzen aber lagerten zu vielen Hunderten draußen im kühlen Gras und erinnerten mich lebhaft an die Speisung der fünf Tausende im Evangelium.



Linien Schiff „Kurfürst Friedrich Wilhelm“.

P. Superior überreichte ihm nun auf einem Teller die Kirchenschlüssel. Der Magistrat nahm sie huldvoll entgegen und schloß persönlich die Türe auf mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes. Amen.“ Es war ein ergreifender Augenblick. Ich selbst dachte mir, als nun das Volk massenhaft in das neue Missionskirchlein sich hineindrängte: „Sieh', wie schön ist das! Der Vertreter der weltlichen Macht hat dem schwarzen Volke der hiesigen Mission die äußeren Tore geöffnet, der Priester und Missionär aber wird im Namen der Kirche all denen, die guten Willens sind, die geistigen Tore öffnen und wird sie durch das Wort Gottes und die Spendung der hl. Sakramente einführen in das wahre Haus Gottes, den Himmel und seine Herrlichkeit!“

Es folgte die hl. Messe, wobei auch die hohen Gäste geduldig bis zum Ende ausharrten, obschon die Kirche ganz vollgepfropft war, und eine enorme Hitze herrschte.

Nachmittags um 4 Uhr brach alles wieder auf, und mit Einbruch der Nacht befand ich mich wieder im trauten Mariagezell. — Zum Schlusse habe ich nur einen Wunsch, daß nämlich der liebe Gott Arbeiter in seinen Weinberg schicke. Unsere Priester und Katecheten sehen sich längst außer Stande, den an sie gestellten Anforderungen zu genügen, und dabei wächst das Missionsgebiet beinahe von Tag zu Tag. Besonders willkommen wären uns fromme, seeleneifrige Priester! Welch' schönes, segensreiches Arbeitsfeld stände ihnen hier offen!

Ich denke dabei namentlich an mein teures Vaterland Oesterreich, das nur durch verhältnismäßig wenige Priester in unserer Mission vertreten ist. Würde jedes seiner 14 Kronländer nur je einen Missionspriester stellen, welch' hochwillkommener Zuwachs würde das für uns sein! Wohl gibt es dahier der Opfer und Entbehrungen viel, auch mannigfache Enttäuschungen



bleiben nicht aus, allein all das wiegt das befehlende Bewußtsein auf, auch nur eine einzige unsterbliche Seele für den Himmel gewonnen zu haben. Welch' eine Ehre, welch' ein Glück, den Heiden das Evangelium verkünden zu dürfen! O Oesterreich, mein liebes, teures Vaterland, schicke uns recht viele glaubensstarke und opferwillige Missionäre! Es wird dir zum Segen sein fürs eigene Land, denn Hunderte und Tausende in weiter Ferne werden als besten Entgelt den reichsten Himmels-Engeln auf dich herabflehen!

### Weihnachtswünsche fürs laufende Jahr.

Es fällt wohl manchem unserer geehrten Leser auf, wenn wir alljährlich schon so frühe unsere Wünsche äußern für's kommende Weihnachtsfest; allein, bis die Sachen von unseren Vertretungen nach Mariannhill, und von da nach den oft weit entlegenen Missionsstationen kommen, vergeht oft lange Zeit. Dazu will alles planmäßig sortiert und verteilt sein, und müssen die übersandten Stoffe vielfach erst an Ort und Stelle zu Hemden, Kleidern usw. verarbeitet werden.

Wo mit nun können unsere geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen unseren schwarzen Kindern und Neubekehrten eine passende Weihnachtsfreude machen? Nun die Bedürfnisse in einem großen Missionswerke sind gar mannigfaltig, da läßt sich schließlich alles Mögliche mit Nutzen verwerten. Hochwillkommen sind uns immer Rattunstoffe, Hemden, Kleider, Mützen usw. Auch abgetragene Kleider werden mit Dank entgegengenommen; doch sollen sie noch gut erhalten sein, da wir dafür nicht nur den weiten Transport, sondern in Durban (Natal) auch einen ziemlich hohen Zoll (15% vom Schätzwert), sowie ansehnliche Beträge für die geschilderte vorgeschriebene Sumigation (Ausräucherung) bezahlen müssen.

Passende Weihnachtsgeschenke für unsere Kinder sind namentlich auch Schreibhefte, Federn, Griffel, Bleistifte und sonstige Schulrequisiten; ganz besonders auch Spielsachen, kleine Messer, Musikinstrumente, Bilder und Bilderbücher, Krippenfiguren und Schmucksachen für den Christbaum.

Mancher Kaufmann hat vielleicht verschiedene solcher Sachen auf Lager, die infolge eines kleinen Defektes nicht mehr gut verkäuflich sind, mit denen er aber unserer Mission ein hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk bereiten könnte. Desgleichen hat wohl manche Hausfrau, Lehrerin oder Institutsvorsteherin usw. dies und jenes in Vorrat, was die eigenen Kinder kaum mehr ansehen, wornach aber unsere schwarzen mit beiden Händen greifen würden.

Unsere Bitte geht nun dahin, die Sachen tunlichst bald an unsere auf dem Titelblatte des „Vergißme-nicht“ angegebene Sammelstelle einzusenden, damit sie von dort aus rechtzeitig nach Mariannhill geschickt werden können. Des dankbaren Gebetes unserer schwarzen Kinder und Neuchristen dürfen unsere geehrten Wohltäter stets versichert sein, und sagen wir in deren Namen schon zum Voraus für alles und jedes ein herzliches, hundertfaches

„Vergelt's Gott!“

St. Paul, 20. Mai 1911.

Die Redaktion.

### Magnificat.

Dort gingen sie, die Hohen, Edlen,  
Maria und Elisabeth,  
Wo auf dem Hügel einsam friedlich  
Das Landgut Zacharias steht.

Die letzte Biegung ist genommen  
Und gastlich öffnet sich das Haus — —  
Hier noch ein Gruß und leuchtend strahlet  
Maria ihre Liebe aus.

Sie hüllt Elisabeth in Wonnen  
Und jen' erstaunt, weiß was ihr frommt;  
„Woher,“ spricht sie, „woher der Segen,  
Daß Gottes Mutter zu mir kommt.“ — — —

Es wehen Harfen in den Himmeln  
Noch nie gehörte Weisen süß,  
Die erste Vesper wird gesungen  
Von Engeln jetzt im Paradies.

Maria kreuzet sich die Hände  
Vor ihrer Brust in heiligem Drang;  
„Magnificat“ nun singt sie selig  
Der Demut und der Liebe Sang.  
Stuttgart.

J. Hermann.

### Vor dem Heiland.

Wie ich den Heiland vor mir sehe,  
Den Marterkranz ums Dulderrhaupt,  
Aus zahllos Wunden sich verblutend,  
Da wußte ich, was ich geraubt.

Sein göttlich Herz, im Tod gebrochen,  
Verzehrend sich in Lieb und Huld,  
Dies Flammenherz, vom Speer durchstoßen,  
Ließ mich erkennen meine Schuld.

Voll Sündenelend sink ich nieder. —  
Wie mild sein Blick nun auf mir ruht,  
Der Wunden Male weiter bluten,  
Enströmt dem Aug'ne Tränenflut.

„Nicht sollst du fürder um mich leiden,  
Mein Herz, — nimm's hin, der Treue Pfand,  
Soll stets in Lieb nur dir erglühen.“ —  
Er reichte lächelnd mir die Hand. C. Sch.

### Das Raillephone.

(Siehe Bild S. 163.)

Das erste Raillophon ist soeben öffentlich probiert worden und die erste Installation auf der Strecke nach Stratford on Avon wurde durch Marie Corelli eröffnet. Mit Hilfe dieses Raillophons kann man während der Fahrt des Zuges telephonieren. Der Bürgermeister von Stratford on Avon war auf dem Zuge und sprach nach einer Station auf der Strecke, an welcher der Erfinder, Herr von Cramer, plazierte war. Die neue Erfindung ist ein kolossaler Erfolg und wird bald auf allen Strecken in England eingeführt werden. Ein Draht ist nach dem Geleise gelegt und mittelst Magnetismus wird die Verbindung hergestellt. Der Apparat ist mit einem Rahmen verbunden, welcher unter dem Boden des Wagens befestigt ist.



## Studentenkonvikt Alonstianum Lohr a. M.

(Bayern).

Im Jahre 1911 wurde zu Lohr a. M. für katholische Gymnasialisten das Studentenkonvikt *Alonstianum* errichtet. (Solche, welche Lust und Beruf haben, sich später den Missionen zu widmen, haben Aussicht, von einer Missionsgesellschaft unter gewissen Bedingungen Stipendien zu erhalten.)

### Einrichtung des Konviktes.

Das Institutsgebäude ist ein *Neubau* mit Garten und Spielplätzen, im Süden der Stadt (an der Rodenbacherstraße) frei gelegen, zirka 20 Minuten vom Hauptbahnhof entfernt, 10 Minuten vom Stadtbahnhof. (NB. Jede Fahrkarte nach Lohr a. M. berechtigt zur Weiterfahrt vom Hauptbahnhof nach dem Stadtbahnhof.)

Das Konvikt enthält 1 Hauskapelle, mehrere große Studier- und Schlafsäle, Waschräume, 1 Speisesaal, Rekreationsäle, Musik- und Unterrichtszimmer, Krankenzimmer, Sprechzimmer, Badeanlage, sowie die Wohnungen für Vorstände, Schwestern und Personal. Das Institut ist ferner versehen mit Wasserheizung (auch für die Schlafsäle und Waschräume), elektrischer Beleuchtung, sowie Wasserleitung.

### Aufgabe des Konviktes.

Das Konvikt setzt sich zur Aufgabe: 1. Die Verpflegung der Zöglinge des Konviktes; 2. die Förderung ihrer Studien; 3. ihre Erziehung.

1. Die Verpflegung sorgt für gesunde Entwicklung der Zöglinge durch die allen ministeriellen Vorschriften entsprechenden *Konvikträume*, durch eine kräftige, reichlich bemessene *Verköstigung*, durch entsprechende *Erholung* im Garten und auf den Spielplätzen, durch *Bäder* (Voll- und Brausebäder) im Sommer und Winter, durch *Turnen und Schwimmen*, *Spaziergänge* und *Ausflüge*.

Erkrankten Zöglingen steht die Hilfe durch den Hausarzt, Arznei, Warte und Pflege im Konvikt auf Kosten des Instituts zur Verfügung. In schweren Krankheitsfällen werden die Eltern oder deren Stellvertreter sofort benachrichtigt.

2. Ihre *wissenschaftliche Ausbildung* erhalten die Zöglinge an der örtlichen höheren Bildungsanstalt. In ihren häuslichen Arbeiten werden die Zöglinge sorgfältig überwacht, in ihren Fortschritten genau kontrolliert und zu Fleiß und Strebsamkeit ermuntert.

Zöglinge, die dessen bedürftig sind, werden Nachhilfsunterricht im Konvikt erhalten. Darüber entscheidet der Direktor im Einvernehmen mit den Leitern der von den Zöglingen besuchten Anstalten.

Die Zöglinge haben Gelegenheit zur Teilnahme an den sog. *Wahlprüfungen* (Englisch, Italienisch, Hebräisch, Stenographie). Die Entscheidung über Zeit und Umfang dieser Beteiligung steht dem Direktor zu.

Der *englischen Konversation* wird im Konvikt eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

3. Die *Erziehung* der Zöglinge ruht auf katholischer Grundlage. Sie setzt sich als Aufgabe die Bildung eines religiös-sittlichen Charakters in jedem Zögling und die Anleitung zu einem wohlstandigen Auftreten.

Das Konvikt sucht nach Möglichkeit die Familien-erziehung zu ersetzen, indem die Vorgesetzten der Individualität der Zöglinge Rechnung tragen und bestrebt sind, die zielbewußte Festigkeit des väterlichen Willens mit der Sorgfalt mütterlicher Güte zu verbinden.

Die Lebensweise der Zöglinge im Konvikt ist durch eine eigene Haus- und Disziplinarordnung geregelt.

Um Fehler und Verirrungen zu verhüten, unterstehen die Zöglinge ständig der Ueberwachung und demgemäß auch der Disziplinargewalt des Direktors und der ihm beigegebenen Präfecten (oder Assistenten).

### Aufnahmebedingungen.

*Aufnahme* in das Alonstianum finden nur katholische Studierende, welche in eine Klasse des humanistischen Gymnasiums einzutreten berechtigt sind, sei es, daß sie dafür den Nachweis durch Zeugnisse eines anderen Gymnasiums oder durch eine bestandene Zulassungsprüfung für eine bestimmte Klasse des Lohrer Gymnasiums beibringen. Dabei wird körperliche Gesundheit, die erforderliche Begabung, Unverdorbenheit der Sitten und guter Fortgang vorausgesetzt.

Wer in die erste (unterste) Klasse aufgenommen werden will, muß das 10. Jahr vollendet haben oder in dem laufenden Jahre noch vollenden, darf aber das 12. Lebensjahr nicht überschritten haben.

Die *Aufnahmegesuche* sind alljährlich nach Ostern bis spätestens zum 15. August an das Direktorat des Alonstianum Lohr a. M. zu stilisieren und daselbst einzureichen. Zu *belegen* sind die Gesuche: 1. mit dem Taufzeugnisse, 2. den gesetzlichen Impfscheinen, 3. mit einem ärztlichen Gesundheitszeugnisse, 4. mit sämtlichen Studienzeugnissen oder dem jüngsten Zeugnisse der Volksschule (bzw. des Privatlehrers). — Der *Erfolg* der Gesuche wird vor Ende August den Eltern mitgeteilt, insofern er nicht noch von einer für ein späteres Datum angelegten, erst noch zu bestehenden Gymnasial-Prüfung abhängig sein wird. (Das Schuljahr beginnt in Bayern Mitte September, abweichend von anderen Staaten Deutschlands, woselbst es nach Ostern anfängt.)

Jeder aufgenommene Zögling hat wenigstens folgende, mit der ihm zugewiesenen Eigentumsnummer versehene *Gegenstände* in gutem Zustande mitzubringen:

- |                         |                           |
|-------------------------|---------------------------|
| 1. 3 Röcke, Weinkleider | 10. 1 Paar Hausschuhe,    |
| und Westen,             | 11. Kamm, Wasch-          |
| 2. 1. Ueberrock,        | schwamm, Zahn- und        |
| 3. 3 Halsbinden,        | Haarbürste,               |
| 4. 6 lange Hemden,      | 12. 1 Kleider- und Schuh- |
| 5. 12 Krägen,           | bürste,                   |
| 6. 6 Unterbeinkleider,  | 13. 1 Paar Handschuhe,    |
| 7. 12 Paar Socken,      | 14. 1 Regenschirm,        |
| 8. 12 Taschentücher,    | 15. 1 Badehose.           |
| 9. 3 Paar Schuhe,       |                           |

Die Zöglinge tragen *Schirmmützen*, mit deren Anschaffung jedoch ein Anstaltsdiener beauftragt wird. Die Beforgung der Wäschereinigung übernimmt das Institut ohne besondere Vergütung.

### Pension.

Das *Pensionsgeld* beträgt 500 M jährlich. Davon sind zu zahlen am ersten Tage des Schuljahres 250 M, am ersten Tage nach den Weihnachts- bzw. Osterferien je 125 M. *Gesuche* um Stipendien für die eingangs Genannten werden durch den Geschäftsführer der Konvikts-Gesellschaft Lohr (Würzburg, Reibelsgasse 10) vermittelt. *Geldsendungen* des Pensionsbetrages können erfolgen durch Postcheckkonto 194, Nürnberg.

Für den *Ankauf* der gewöhnlichen Gebrauchsgegenstände der Zöglinge (Bücher, Schreibmaterialien usw.)



sind zum Beginn des Schuljahres in die Konviktskasse 50 M. nach den Osterferien 10 M. einzuzahlen. Jedem Zögling wird darüber am Schlusse des Semesters eine Privatrechnung ausgehändigt. Die Zöglinge haben nach dem Eintritt jedesmaliger Rückkehr aus den Ferien alle ihr Bargeld im Institut abzugeben, um sämtliche Privatausgaben während des Aufenthaltes im Konvikt einer Kontrolle zu unterbreiten.

Die Verköstigung der Zöglinge ist folgendermaßen geordnet:

1. Frühstück: Milch oder Kaffee mit Brot, dazu ein Weißbrot für die Vormittagspause.
2. Mittagessen: Suppe, Fleisch (Braten) mit Beilage, an Abstinenztagen werden Fastenspeisen gegeben. An einigen hohen Festtagen erhalten die Zöglinge ein ihrem Alter entsprechendes Glas Wein.
3. Besperzeit: Brot mit Beigabe.
4. Abendessen: Suppe, 1 Fleischspeise mit Beilage, oder eine Mehlspeise.
5. An den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage nach dem Spaziergange erhält der Zögling je nach dem Alter  $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$  Liter Bier. Sonst ist Wasser das Getränk. Im Interesse der Gesundheit wie der Disziplin der Zöglinge ist es unterzagt, Getränke oder Speisen in das Institut zu bringen oder kommen zu lassen.

Notwendige Dienstleistungen werden von den Zöglingen selber besorgt.

#### Austritt.

Die Zöglinge können mit Genehmigung der Eltern oder Vormünder jederzeit aus dem Konvikt austreten.

Erfolgt der Austritt während des Schuljahres, so ist er zwei Monate vorher anzumelden; erfolgt er am Ende des Schuljahres, so ist spätestens bis zum 1. Juli Anzeige zu erstatten.

Wird diese Anzeige unterlassen oder nicht rechtzeitig erstattet, so ist eine konventionale Strafe von 80 M. in die Konviktskasse zu leisten.

Anmeldung und Erklärung des Austritts nimmt der Direktor nur schriftlich entgegen.

Eine Rückvergütung des Pensionsgeldes findet nicht statt.

#### Entlassung.

Die Dimission vom Gymnasium hat die Entlassung aus dem Konvikt zur unmittelbaren Folge.

Schwere Vergehen gegen die Religion, die Sittlichkeit, den Gehorsam, die Disziplin, ziehen sofortige Entlassung aus dem Institute nach sich.

Ebenso kann ein Zögling entlassen werden, wenn er auf dreimalige Verhängung einer schweren Strafe oder auf die Androhung der Entlassung hin keine Besserung gezeigt hat.

#### Humoristisches.

Hans: „Dein Vater muß aber ein schlechter Mensch sein. Er ist Schuhmacher und läßt dich in so schlechten Schuhen herumlaufen.“

Max: „Dein Vater ist auch nicht besser. Ist Zahnarzt, und dabei hat dein Schwesterchen nur einen einzigen Zahn.“

#### Briefkasten.

M. s. B. s. Sendung erhalten. Vergelts Gott.  
R. Brief mit Marken angekommen.  
Landau, Pfalz. Angekommen und besorgt.  
Arbeiterinnenheim Müllerhof. Vergelts Gott für die Gabe aus dem Regertäschchen.

#### Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Gerchbach, Münstermaifeld, Gellep, Gladbeck, Wälsheim, Sögel, Nachen, Borbeck, Eicherheid, Holtshausen, Wälsweiler, Krefeld, Kray, Fretter, Arth, Widnan, Burgdorf, Bürglen, Zugwil, Langnau, Bonndorf, Schafsdorn, Saaralben, Lochweiler, Gutmeigen, Hub, Klingen, Schiltigheim, Pöcking, Wallersberg, Klingen, Oberfeebach, Offenburg, Radolitzell, Limbach, Roggenburg, Wemding, Augsburg, Nebelschütz, Saffolsheim 2mal, Drachelsried, Erfurt, Bahl, Müllerhof, Sondernan, Gisching, Haslach, Göttingen, Stuttgart, Unterfürnig, Bubesheim, Münchberg, Hochheim, Volkertshausen, Eurburg.

#### Dankfagungen

gingen ein aus: Lochweiler, Berlin, Limbach. Innigen Dank der lb. Gottesmutter und dem hl. Joseph für glückliche Operation, Familie B. in L.

#### Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Heiden i. W., Bochum, Hausel, Oldenburg, Münstermaifeld, Gladbeck, Bonn, Sögel, Oberwalbert, Köln, Epe, Brand b. M.-Jüdersdorf, Breslau, Bad Kudowa, Buchwil, Wil, Sarnen, Wohlen, Nieden, Sironach, Sempach, Oberägeri, Zürich, Bonningen, München, Augsburg, Oberammergau, Dentingen, Rißmannsdorf, Oberviechtach, Müllershof, Wieskastel, Kirchdorf. Verschiedene Anliegen der Wohltäter in Amerika.

#### Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meißbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Edward Reiter, Hudson, Kansas. Anna Brünmann, Petersburg, Neb. Katharina Graf, Otto und Augustina Popp, Cincinnati, Ohio. Helena Kuehnen, Albany, N.-Y. Gertrude Dorothy Beck, Rochester, N.-Y. Maria Baumert, Austin, Texas. Fred Schney, Herndon, Kan. Josef Maier, Wallerstein. Ferdinand Wingenfeld, Seibelbach. Wwe. Göller, Spahl. Wwe. Grieshaber, Ueberachen. Ludwig Gschwendner, Oberdorf. Euph. Brag, Unterendsbach. Jul. Bisinger, Nalen. Gg. Härtl, Langenbruck. Barbara Ruppert, Neuzirkendorf. Philipp Oltus, Marbach. Marg. Arnold, Nimpar. Gallus Fingel, Bamberg. Daniel Fiaig, Tennobronn. Franz Sales Matt, Oberhof. Christina Mappes, München. Mathilde Braun, Würzburg. Andreas Becker, Oberwürzbach. Michael Deutsch, Schifferstadt. Schw. M. Herberta, Lichtensfeld. Dr. Burtart, Pir. Ottersweiler. Cäcilie Kraft, Gabsheim. Frau Thr. Heimes, Wenholtshausen. Peter Burg, Wasserleichen. Pfarrer Mehrmann, Hebern. Anna Lang, Hellingen. Antrin Esser, Birkensdorf. Joh. Jos. Müllejan, Schweiler. Franz Weiß, Koblenz. G. Brochmann, Ederon. Anna Gertr. Niemann, Langförsden. Wilhelm Lückelkirchen, Dericum. Johann Michael Thönnissen, Wimmerath. Agnes Walraf, Groß-Ballesheim. Wwe. Köpp, Emmerich. Frau Florentine, Benhausen. Wwe. Karolina Themann, Lütten. Adelheid Wimmer, Brand. Elise Däpmann, Clarholz. Franz Ditsch, Feuerheid. Michael Gaskinger und Josef Etter, Apfeldorf. Theres Walter, München. Theresie Balf, Waldmünchen. Sophie Hirsch und Marie Müller, Feldkirchen. Vinzenz Wolfrum, Nappersreuth. Apollonia Wfamer, Theilheim. Elisabetha Engert, Barbara Walz, Schiltigheim. Franziska Laimer, Landau a. R. Frau Halder, Wengen. Jakob Barth und Salomea Schott, Lochweiler. Josef Angengruber, Reischach. Karl Blum, Asamstadt. Maria und Marianna Leberle, Hörbach. Kreszenz Schmid, Klingen. Jakob Diet, Maierhöfen. Theresia Wirtenberger, Neutrauburg. Agatha Gut, Rothenbach. Amalia Popp, geb. Gütter, Freiburg. Frau Viktor Tobias, Bielschowitz. Anna Görlach, Breslau. Anna Pfinger, Bernau. Josefa Frank, Wald. Elise Prentzer, Passau. Michael Müller, Somborn. Josef Schneider, Traunwalchen. Georg Huber, Kleinarmischlag. Otto Hall, Columbus. Ruppert Bruttel, Detroit. M. Roja Niedener, Eggersriet. Heinrich Kappeli, Merenschwand. Herr Schmid, Oberlinsbach. Elise Bauer Edeborn. Ratsherr Karl Furrer, Uttinghausen.



Soeben erschienen:

# Mariannhiller Missions- Kalender pro 1912.

Unser Kalender hat sich heuer so zeitig der Presse entwinden können, daß er schon jetzt in fertigem Puz bereit steht, um an die Türen all' derer, denen er bisher ein willkommener Gast war, anzuklopfen und um Einlaß zu bitten. Er möchte aber noch weitere Bekanntschaften machen, und bittet darum seine alten Freunde um gütige Empfehlung und Einführung.

Zur besonderen Zierde gereicht ihm ein überaus schönes **Farbenbild**. Es stellt eine schwarze Christengemeinde der Mariannhiller Mission dar, welche eben dem hl. Meßopfer beiwohnt. In einem darüber befindlichen Lichtkreis sehen wir eine sterbende Mutter. Ihr größter Trost auf dem Sterbette ist ihr Sohn, der im fernen Afrika als Missionär tätig ist, derselbe, der hier am Altare steht. Der Priester, welcher der Sterbenden beisteht, weiß das, und spricht daher, auf den Celebrantenweisend, das tröstliche Wort: „Mutter, siehe da deinen Sohn!“\*)

Auch sonst ist der Kalender, welche heuer denselben klaren und deutlichen Druck aufweist, wie das Vergißmeinnicht, mit mehr als 50 Bildern (darunter 10 Vollbilder) reich illustriert. Dem bunten Bilderschmuck entspricht der Text. Es seien von den zahlreichen, höchst interessanten Erzählungen und Berichten aus dem Missionsleben nur folgende erwähnt:

Erinnerungen an Dunbrody,  
Kaffrische Heiratsgesetze,  
Die kaffrische Schwiegermutter,  
Altheidnische Kafferngebräuche,  
Das Kind im Heidentume,  
Aus meinem Tagebuche,  
Gerettet aus höchster Not,  
Mark Twain in Natal,  
Eine Hegenverbrennung,  
Aus dem Leben eines bayern. Chevauxlegers,  
Er schießt,  
Vergeßt der armen Seelen nicht.

Wenn Insekten größer wären,  
Die Wunder der Zahl,  
Ein Geiser am Rhein,  
Edelmüt eines Sträflings,  
Das südafrikanische Pferd,  
Der kleine Zeitungsträger,  
Das unerhörte Kunststück,  
Volksverein für das kath. Deutschland,  
Entstehung des Bockbiers,  
Der Engel des Wohltuns,  
Herstellung des Geldes,  
Und die Treue ist doch kein leerer Wahn,

usw. usw.

Der Kalender ist von den Beförderern unserer Mission, sowie von den im „Vergißmeinnicht“ angegebenen Vertretungen unserer Mission zu beziehen und kostet an diesen Stellen für Deutschland 0.50 M., für Oesterreich 60 Heller, für die Schweiz 65 cts. Einzeln per Post zugesandt für Deutschland 0.60 M., für Oesterreich 70 Heller, für die Schweiz 70 cts.

\*) Siehe Bild Seite 147. Das Farbenbild kann auch in **Großformat** 49×58 1/2 cm um den Preis von 50 Pfg. von unsern Prokuraturen bezogen werden und bildet den schönsten Zimmerschmuck eines jeden Missionsfreundes.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropf in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.